

# VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nachdruck verboten.

## Preisgekrönt!

Humoreske von Conrad Alberti.

Doktor Eberhard Leinfeld, der Redakteur der „Morgenglocke“, saß in seinem großen, forbgeslochlenen Arbeitsstuhl am Schreibtisch, vor sich ein aufgeschlagenes Buch und einige Bogen Papier, und war eben dabei, das Erstlingswert eines jungen Schriftstellers nach allen Regeln der kritischen Kunst zu „verreißen“, als seine hübsche junge Frau ins Zimmer hineinschlüpfte, sich mit schelmischer Grazie neben ihn stellte und mit süßem Ton „Eberhard! Liebster Ebi!“ flötete. Ungerührt durch den Reiz der holden Erscheinung blickte Leinfeld ärgerlich auf und fragte kurz: „Na, was giebt's denn?“

„Mein Gott, fahre mich doch nicht gleich so an,“ entgegnete das hübsche Frauchen, „du benimmst einem ja im voraus allen Mut.“

„Mut? Wieso? Wozu? Was willst du damit sagen?“

„Ich bin ... ich wollte nämlich ... ich habe ... liebster Ebi, wirst du auch nicht böse sein?“

„Na, was denn ... nur heraus mit der Sprache ... es ist heut Dienstag, und du bist mit dem Wirtschafsgeld für die Woche zu Ende? Nicht wahr?“

„Nein, nein, liebster Ebi, sei nur ruhig ... viel was Schlimmeres ... was Unschuldigeres wollt' ich sagen ... nämlich ich habe ... ange-regt durch deine Gespräche, deine geistreichen Feuilletons ... ich habe versucht, von dir zu lernen ... mich an deinem Muster zu bilden ... heimlich in meinen Mußestunden ... du bist doch nicht böse, Ebi ... da ...“ und mit unsicherer Hand zog sie aus der Tasche des Kleides ein zusammengerolltes und mit einem Bindfaden umwickeltes Manuskript hervor, während ihre Rechte schmeichelnd des Gatten Kinn streichelte und ihr sanftes Auge eine milde Antwort ersuchte. Dem Redakteur entsank vor Schreck die Feder, er schlug mit beiden Händen auf den Tisch.

„Herrgott!“ rief er, „nicht einmal im eigenen Hause hat man Ruhe vor schreibenden Frauenzimmern! Und nun gar meine eigene Frau! Schrecklich! Sidonie, weißt du denn nicht, daß ich der geschworene Feind aller literarischen Frauenarbeit bin, daß ich erst in der vorigen Woche in der Morgenglocke einen fulminanten Artikel über die Frau in der Literatur, das heißt gegen dieselbe, veröffentlicht habe?“

„Gewiß, ich habe ihn auch mit dem größten Interesse gelesen; aber, liebste Männer, der gilt doch nicht für mich, ich bin doch deine Frau.“

„Und darum tausendmal mehr,“ rief Leinfeld, sich immer heftiger in Eifer hineinredend, „das wäre eine nette Blame für mich, wenn man sich in der ganzen Stadt erzählte, die eigene Frau Leinfelds, der selbst so gegen die Weiber-schreiberei donnert, sündigt in Tinte. Ich will das nicht! Schreiben kann ich allein! Dazu habe ich mir keine Frau geheiratet! Ich brauche eine Frau, die mir ein angenehmes Heim bereitet, mir ein gutes Mahl kocht, wenn ich von der Arbeit erschöpft bin, mich durch ihr leichtes Plaudern erfrischt, meine Sachen in Ordnung hält und meine und ihre Kinder gut erzieht!“

„Ebi,“ sagte die Frau schmeichelnd, „ich hätte mich so gern unter deiner Leitung ausgebildet, ich hatte mir das so schön gedacht ...“

„Ach was,“ unterbrach sie der Redakteur, „bilde dich unter Leitung deiner Mutter zu einer perfecten Köchin aus, das ist mir und unseren Gästen viel lieber. Wahrhaftig, wenn zwei Menschen heiraten und Gütergemeinschaft festsetzen, so sollten sie wenigstens das Schreibmaterial davon ausschließen!“

„Aber, Männer, bedenk doch das schöne Geld, das ich verdienen könnte, wenn ...“

„Ach was, dafür bin ich da! Ich verdiene, was wir brauchen. Hast du, haben die Kinder schon einmal Not gelitten? Was du

vielleicht durch deine Schreiberei verdienen könntest, würden wir durch den unvermeidlichen Rückgang der Wirtschaft dreimal verlieren. Und wer wird dir überhaupt deine Weiberrarereien abnehmen? Ich druckte sie nicht in meinem Blatte und wenn du das Doppelte der Satzkosten noch zuzahlen wolltest.“

„Aber du kennst doch meine Novelle gar nicht, Ebi, lies

sie doch wenigstens, darf ich sie dir hierher auf dein Pult legen?“

„Das fehlte noch,“ rief Leinfeld immer hitziger, „mir meine kostbare Zeit dadurch stehlen lassen. Fort mit den Thorheiten, dort ist ihr Platz.“ Damit entriß er der jungen Frau das Packet und warf es in den Papierkorb. „Und nun noch



„Bete, mein liebes Kind.“ Holzschnitt nach der Originalzeichnung von Achini.

einmal, Sidonie, ich verbiete dir dergleichen energisch für alle Zukunft. Sei gehorsam oder es folgen bittere Szenen. Ich dulde dergleichen in meinem Hause nicht. Und nun, wenn du mich nicht aufbringen willst, so geh in deine Küche, wie es einer Hausfrau ziemt, und koch mir einen guten Kaffee."

"Wenn ich aber doch Talent und Lust habe," wagte die hübsche Frau halb weinend einzuwerfen.

"Du hast keines," schrie jetzt zornigerötet der Redakteur, mit der Faust auf den Tisch schlagend, "ich kenne dich ja, ich weiß es, und du hast als Frau auch gar kein Recht, welches zu haben."

Die Hand vor die Augen haltend ging Sidonie leise weinend hinaus.

Der Doktor Leinfeld hatte freilich recht, wenn er sagte, daß er im Schoße seiner Familie Zerstreuung und Unterhaltung suchen müsse, denn er war tagsüber in seinem Berufe ein sehr geplagter Mensch. Der größte Teil der Redaktionsgeschäfte lastete auf ihm, und diese waren bei einem so bedeutenden und einflussreichen Blatte wie die „Morgenglocke“ in der That nicht gering. Da galt es sich weidlich mit den Reportern, Sekern, mit dem Metteur-en-pages herumzuergern, da mit der Fingigkeit eines Assyriologen die Keilschriftmanuskripte der verehrten Mitarbeiter zu entziffern, mit denen er förmlich überschüttet ward. Und in der letzten Zeit kam noch eine weitere, sehr unangenehme und beschwerliche Arbeit hinzu, die obenein wenig Dank brachte. Der Verleger der „Morgenglocke“ hatte ein Preisauschreiben für das beste Feuilleton in Anregung gebracht, um auf diese Weise das öffentliche Interesse an seinem Blatte noch zu heben. Zu dem Preisrichterkollegium, das aus einer Anzahl der ersten literarischen Autoritäten der Residenz bestand, zählte natürlich auch der Chefredakteur des Blattes, Leinfeld. Der ausgelegte hohe Preis lockte eine große Anzahl Bewerber herbei; was sich nur vermaß, die Feder zu führen, hielt sich berechtigt, mit seinen Ausarbeitungen den Preis zu erringen, und jeder Postbote brachte Stöße von Manuskripten. Leinfeld war die schwere Aufgabe zugefallen, die Spreu von dem Weizen zu sondern, diejenigen Arbeiten auszuscheiden, welche als völlig verfehlt und unbrauchbar, überhaupt gar nicht in Betrachtung kommen konnten. Zwischen den in die engere Wahl gelangenden sollten dann die anderen Richter in Gemeinschaft mit ihm entscheiden. So mußte er denn Tage und Wochen seiner kostbaren Zeit auf das Lesen von Handschriften und Versuchen verwenden, welche oft dem geübtesten Entzifferer die hartnäckigsten Schwierigkeiten bereiteten, er war gezwungen, Albernheiten und Verschrobenheiten über sich ergehen zu lassen, welche auch einen weniger Reizbaren zur Desperation gebracht hätten. Er arbeitete vom Morgenrauschen bis tief in die Nacht, allein der Stoff noch zu erledigender Manuskripte erinnerte ihn selbst lebhaft an das Märchen vom Diamantberge und dem Vogel, der, um ihn abzutragen, alle Jahre einmal seinen Schnabel daran wegte. Dazu kam noch eine Flut anonymen Zuschriften: Beschwerden über seine angebliche Saumseligkeit, Aufforderungen, die Arbeit baldigt zu beendigen, und Drohungen für den Fall, daß nicht diese oder jene Arbeit den Preis erhielt. Das Hirn wirbelte ihm nicht selten, wenn er zehn, zwölf Arbeiten hintereinander gelesen hatte, welche natürlich die entgegengesetzten Stoffe behandelten. Dann bedurfte er in der That des freudlichen Zuspruchs, der liebenswürdigen Plaudereien seiner hübschen Gattin, dann wollte er in seinem Hause, beim gastlichen Mahle nichts von Literatur und Journalistik hören. Er wurde geradezu zornig, wenn Sidonie oder die Schwiegermutter, die bei ihnen wohnte und ein sehr bildungsbedürftiges Gemüt besaß, das Gespräch auf diese Dinge zu bringen versuchten, und empfand es mit einer Art Wohlbehagen, mit ihnen über Essen und Trinken, Mode, Familienratsch und dergleichen zu sprechen. Nur mit Widerstreben riß er sich nach Tisch aus dem Arm seiner Gattin los, um sich in den Strudel der gewohnten Arbeit zu stürzen.

Die Angelegenheit des Preisauschreibens war endlich so weit gediehen, daß das Komitee der Richter seine gemeinsamen Beratungen beginnen konnte. Aus dem Wust der vielen hundert eingekamten Arbeiten hatte man sich etwa über ein Duzend geeinigt, welche bei der Zuerteilung des Preises ernstlich in Frage kommen konnten. Hier aber gingen die Meinungen weit auseinander. Leinfeld hatte sich für eine artige Novelle entschieden, welche mit dem Motto: „Einer, der nicht mehr giebt als er hat“ eingekamnt worden war. Sie behandelte das alte Motiv: manchem Menschen müsse man sein Glück heimlich oder mit Gewalt in die Tasche schieben, da er sich sonst gegen seine Annahme sträube, in neuer und recht ansprechender Form. Mit Eifer verfocht er seine Ansicht, daß dieser Arbeit der Preis gebühre. Seine Kollegen wollten davon nichts wissen: „Das Motiv ist alt, die Behandlung ja recht liebenswürdig, aber wenig originell," hieß es, „wir haben viel bessere Arbeiten . . . und dann betrachten Sie nur den schablonenhaften Charakter der männlichen Hauptfigur, die langen Sätze, die mangelhafte Interpunktion . . . das Ganze ist doch unverkennbar Frauenarbeit, und wir dürfen uns nicht so blamieren, unter mehreren hundert Arbeiten nur die eines Frauenzimmers für preiswürdig zu erklären.“ Davon wollte jedoch Leinfeld nichts hören, der Charakter des „Helden“ sei durchaus originell, die mangelhafte Interpunktion könne auf Rechnung des Abschreibers zu setzen sein, das Ganze trage völlig den Stempel männlichen Geistes. Kurz, Leinfeld bestand darauf, daß diese Arbeit gekrönt würde, und gab zu keinem der von den übrigen Mitgliedern vorgeschlagenen Aufsätze, zum Teil recht gediegene, gut geschriebene Arbeiten, seine Zustimmung.

Mehrere Sitzungen des Komitees verliefen ergebnislos, man ging auseinander ohne sich einigen zu können, obwohl Leinfeld für seinen unbekanntem Kandidaten, in dessen Arbeit er förmlich verliebt war, glänzende Reden hielt. „Das ist Geist, Wit, Feinheit, echter Plauderton, das ist, was das große Publikum wünscht," sagte er mehr als einmal, indes die anderen mit dem Kopfe schüttelten. Endlich waren diese des zwecklosen Herumstreitens müde und, nur um der Sache ein Ende zu machen und von ihrer teuren Zeit nicht noch mehr zu verschwenden, gaben sie Leinfelds Hartnäckigkeit zuletzt nach und erklärten sich mit der Zuteilung des Preises an den Verfasser jener Arbeit einverstanden.

„Es ist nicht mehr als billig," sagte Leinfeld.

So kam mit schnellem Schritt der Tag der öffentlichen Verkündigung des Resultats im Redaktionsbureau heran. Eine größere Anzahl von Abonnenten, Mitbewerbern, Journalisten, Belletristen, namentlich Damen, hatten sich im Lokale einge-

funden. Endlich erschien der Verleger, hielt eine kurze Ansprache über den vielfach angefochtenen, dennoch bestehenden Nutzen der Preisauschreibungen für die Litteratur, verkündete das statistische und literarische Ergebnis und öffnete den wohlverschlossenen Briefumschlag, welcher das Motto trug: „Einer, der nicht mehr giebt als er hat.“ Er zog eine kleine Visitenkarte aus demselben. Mit Erstaunen bemerkten ihn die Umstehenden unruhig werden, sich umblicken, sich räuspern, zögern und endlich mit unsicherer Stimme den Namen des Siegers verkünden. Er lautete Frau Sidonie Leinfeld. —

Die ganze Stadt sprach acht Tage lang von nichts Anderem als davon, daß Doktor Leinfeld seine eigne Frau preisgekrönt habe; in den Boudoirs, den Salons, bei Tisch, an der Börse, im Theater, überall ward dieses Ereignis erörtert. Daß im Leinfeldschen Hause die Sache nicht mit Stillschweigen übergegangen wurde, braucht kaum gesagt zu werden: eine hocherregte Zwiegespräche zwischen den beiden Ehegatten war die unmittelbare Folge der Preisverkündigung und dieselbe war keineswegs vom Geiste reiner Freude über den von Frau Sidonie errungenen Triumph getragen. Zwar sie selbst, die kleine sieggekrönte Frau, schwamm zunächst in einem Meer von Wonne, daß sie mit ihrem ersten literarischen Versuch gleich so viele Mitbewerber besiegt, daß sie vor allem ihren Mann von ihrem Talent wie von der Preiswürdigkeit der von ihm angefeindeten Frauenarbeit überhaupt habe überzeugen können; aber dieses Hochgefühl erlitt doch einen starken Dämpfer, als sie bemerkte, wie wenig ihr Mann ihre Freude teilte; wie er zwar den kleinen Ärger über die von ihr erprobte Überleitung liebenswürdig bekämpfte, dafür aber um so sorgenvoller die Folgen der unfehligen Krönung seiner Frau für sich und seine literarische Stellung erwog! Konnte er doch den Geist der literarischen Kreise der Residenz zur Gemüthe, um eine sehr böswillige Beurteilung der ganzen Angelegenheit mit voller Sicherheit voraussehen zu können. Mußte er doch auf widerwärtigste persönliche Verdächtigungen und Aufseindungen gefaßt sein!

Die nächsten Tage schon sollten seine Beforgnisse rechtfertigen. Die Harmlosigkeit, mit der man in den gebildeten Kreisen der Hauptstadt die Sache anfangs aufgenommen, machte nur allzu bald einer strengeren Auffassung Platz. Ein großer Teil der Mitbewerber, welche bei der Konkurrenz abgefallen waren und die in der Gesellschaft einen nicht zu unterschätzenden Einfluß besaßen, wußten ihren Argwohn und Meid ihren Bekanntenkreisen einzupflanzen und den Verdacht zu erwecken, daß bei der Konkurrenz nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei, ja daß es sich dabei um ein abgekartetes Spiel gehandelt habe. Meider, heimliche Gegner hat ja jeder Mensch, auch der harmloseste und beste, und diese machten sich eine derartige Auffassung schnell zu eigen und sorgten nach Möglichkeit für ihre Verbreitung. Zum Unglück wurden auch noch aus dem Schoße des Komitees — wie ja nichts in der Welt verborgen bleibt — die Zwistigkeiten bekannt, welche die Preisverteilung hervorgerufen: hatte doch Leinfeld allein gegen den Willen aller Kollegen die Krönung jener Arbeit durchgesetzt. Nun wars auf einmal sonnenklar, Leinfeld hatte um alles gewußt, das Ganze war eine Komödie gewesen. Die Konkurrenzblätter der „Morgenglocke“ erhoben ein fürchterliches Geschrei und ergossen bald die Schale sittlicher Entrüstung, bald die Phiole ägender Ironie über den unglücklichen Chefredakteur, in Versammlungen ward darauf hingewiesen, wie die Korruption im öffentlichen Leben immer weitere Kreise ergriffe und selbst Organe anreife, die bisher immer für vornehm gegolten. Ein Teil der nicht gekrönten Bewerber that sich zusammen, um Sidonien die Zuerkennung ihres Preises auf dem Rechtswege streitig zu machen. Umsonst wies Leinfeld in kräftigen Artikeln auf seinen reinen journalistischen Ruf, seine in der Presse fast sprichwörtlich gewordene Ehrenhaftigkeit hin, umsonst bewog er Sidonie öffentlich auf die Auszahlung der Summe zugunsten einer wohlthätigen Kasse zu verzichten, es half nichts, die Gegner hatten unter Ausnützung aller Umstände so trefflich gebohrt und gewühlt, daß seine Stimme in dem ausgebrochenen Sturm gar kein Gehör fand.

So war es kein Wunder, daß ihn eines Tages der Verleger der „Morgenglocke“ auf sein Privatkontor bat, ihm im höflichsten Tone versicherte, daß er keinen Augenblick an seiner Unschuld zweifle, daß aber die Gewalt der öffentlichen Meinung ihn zwingt, ein ihm liebgewordenes Verhältnis wider seinen Willen zu lösen und daß der Gehalt für drei Monate im Voraus für ihn angewiesen sei. So mußte Leinfeld von einem Blatte scheiden, dem er fünfzehn Jahre lang angehört hatte, das ihm sehr lieb und teuer geworden war und dem er in jeder Hinsicht den Stempel seines Geistes aufzudrücken verstanden hatte. Er that es mit blutendem Herzen.

Eine schwere Zeit war damit über ihn hereingebrochen, eine sehr schwere und bittere; doch aber trug er sie fest und würdig. Eine kleine Seele würde an seiner Stelle vielleicht den tiefen Verdruß über die leidige Sache die arme, um ihre ganze Freude betrogene Frau haben entgelten lassen, würde ihr kleines Herz mit Vorwürfen und Klagen noch obendrein belastet, sie vollends unglücklich gemacht haben. Anders Leinfeld. Die Sache war einmal geschehen und mußte hingenommen werden. Sie beide, Sidonie wie er selbst, hatten aus ihrer innersten Natur heraus gehandelt; die kleine Arbeit war des Preises wert, und er so berechtigt wie verpflichtet gewesen, ihr denselben zuzuerkennen! Mochte nun geschehen, was da wollte: er nahm sein und seines Hauses ferneres Geschick in reine Hände und sah, ernst zwar, doch im Innersten getrost dem endlichen Siege der guten Sache entgegen.

Zunächst freilich stieß er auf weitere unliebsame und unverdiente Erfahrungen. Er machte Versuche, eine Stellung bei einem andern Blatte zu erlangen, allein jeder Verleger bedeutete ihn höflich aber bestimmt, daß er sich doch zu sehr kompromittiert und durch jene eine That alle früheren Verdienste ausgelöscht habe. Natürlich werde kein Verständiger an seine Schuld glauben, allein man könne es doch nicht vor der öffentlichen Meinung wagen ihn anzustellen. Leinfelds Herz zog sich in Zorn und Verachtung zusammen bei solchen Reden. Den Rat, nach der Provinz zu gehen, wies er kurz ab, das hätte für ihn bedeutet, seine Laufbahn noch einmal von Anfang an zu beginnen. So gab er weitere Bewerbungen auf und zog sich in sein Studierzimmer zurück, um seine ganze Kraft an die Ausföhrung eines lange geplanten größeren literarischen Werkes zu setzen, nicht ohne tiefe Verbitterung über das ganze unwürdige Treiben in der Gesellschaft wie in den literarischen Kreisen.

Sidonie litt schmerzlich. Wie hatten sich ihre guten, harm-

lofen Absichten so böse verkehrt! Sie hatte nur gewünscht, ihren Mann zu überraschen, ihm eine große Freude zu bereiten, und nun war er durch sie um seine Existenz gekommen und die ganze Familie stand vielleicht vor dem Elend. Sie begriff seine düstere Stimmung und beurteilte sie milde, ja sie war tief dankbar, daß er innerhalb einer Flut von Bitterkeiten gegen sie gleichmäßig freundlich, gegen die Kinder liebevoll und zärtlich blieb. Wahrlich er stand wie ein ganzer Mann fest und treu zu seinem Weibe!

Klar und deutlich sah sie ihre Pflicht vor Augen. Sie widmete alle Sorgfalt dem Haushalt, der Erziehung der Kinder, und in ihren Mußestunden, zur Zeit da sie sonst zu ruhen oder zu lesen gewohnt war, setzte sie sich an den Schreibtisch und versuchte litterarisch thätig zu sein, so schwer es ihr auch gerade jetzt, inmitten dieser Sorgen und Kümmernisse, wurde, ihre Gedanken so zu konzentrieren, wie es zu geistiger Arbeit erforderlich ist. Dennoch gelang es und sie schrieb in kurzer Zeit mehrere Erzählungen.

Ihr Gatte hatte nun freilich mit seinem Urtheil nicht so ganz unrecht gehabt: große Probleme waren es nicht, die sie behandelte, Tiefblicke in das menschliche Seelenleben von Shakespearescher oder Turgenjesscher Genialität boten diese Arbeiten nicht — es waren harmlose Geschichten aus ihrem Leben und dem ihrer Freunde, die sie in freier Umgestaltung und schlichter Form niederschrieb. Allein das war es gerade, was die meisten Blätter brauchten und suchten, die ein großes, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetztes Publikum zu befriedigen hatten, Sidonie verstand entschieden für die Masse zu schreiben. Zudem war man brennend neugierig, was es mit ihrem angeblichen Talente in Wahrheit auf sich habe, nachdem so viel davon gesprochen und geschrieben worden, und las ihre Erzählungen aufmerksam. So druckte eine Anzahl Familien- und Tagesblätter ihre Arbeiten mit Vergnügen ab, dieselben gefielen, und Sidonie ward durch Neubestellungen erfreut.

Auf diese Weise gelang es beiden, über das schwere Jahr hinwegzukommen, und das häßliche Ergebnis hinterließ, trotz äußerer Nachteile, einen ungeahnten Segen für sie. Ihr eheliches Leben war gleichsam im Feuer der Trübsal geläutert, ihre Liebe vertieft, ihre gegenseitige Achtung erhöht, und ein ernster Zug ging durch das Haus als je zuvor.

Angesichts dieser vortrefflichen Haltung des Leinfeldschen Ehepaars erfolgte denn auch, langsam zwar, doch unaufhaltsam der Umschwung in der öffentlichen Meinung, und eines Tages lief ein Brief des Verlegers der „Morgenglocke“ ein, der Leinfeld zu einer „freundschaftlichen Besprechung“ einlud. Er überwand sich und ging hin. Der Verleger teilte ihm mit, daß das Blatt unter der neuen Redaktion etwa ein Drittel seiner bisherigen Abonnenten verloren habe, daß er Tag um Tag zahlreiche Zuschriften und Klagen aus dem Leserkreise erhalte und darum entschlossen sei, diesem Zustande ein Ende zu machen. Über jene thörichte Geschichte sei ja längst Gras gewachsen, er bäte ihm um Verzeihung, daß er damals unvorsichtig genug gewesen sei, so schnell einem äußeren Drucke zu folgen, und erlaube sich die Anfrage, ob er mit erhöhtem Gehalt die Oberleitung des Blattes wieder übernehmen wolle. Leinfeld war klug genug, nicht den Trostigen zu spielen, das Mißgeschick hatte ihn milde gemacht, das Journal war ihm teuer, er nahm die glänzenden Bedingungen an und schlug ein.

Freudestrahlend eilte er nach Hause zu seiner Gattin, umarmte sie und teilte ihr alles mit.

„Was willst du, daß ich dir kaufe?“ rief er lustig. „Morgen fahren wir bei den größten Magazinen der Residenz vor . . . überall sollst du dir das Kostbarste vom Kostbaren auswählen, mein liebes, braves Weib!“

Sidonie schüttelte den Kopf, legte ihren Arm um den Nacken ihres Gatten und flüsterte sanft: „Nichts von alledem, Ebi, ich bedarf keines Schmuckes, du und unsere Kinder sind mein kostbarster Schmuck. Nur um eines bitte ich dich . . . erlaube mir auch jetzt noch von Zeit zu Zeit . . . Nachmittags, in den Mußestunden . . . ab und zu einmal . . . eine Feder in die Hand zu nehmen.“

„Gewiß, mein Schatz," erwiderte Leinfeld, sie umarmend, „und ich will dir gern mit Rat und Urtheil zur Seite stehen!“

Am nächsten Morgen saß Leinfeld bereits wieder an seinem Arbeitstisch im Redaktionszimmer und schrieb sein erstes Feuilleton für die „Morgenglocke“. Es behandelte das zeitgemäße Thema von der Frauenarbeit. Er soll sich darüber nicht mehr ganz so wegwerfend ausgesprochen haben wie vordem.

Nachdruck verboten.

## Frühlingsstade bei Adolf Senfett.

Eine Jugenderinnerung von Gerhard von Amynor.

(Fortsetzung.)

Als sie mit Frau Rosalie und Fräulein von Mengen, die schweigend dem Vorgange zugeschaut hatte, nach dem Schlosse zurückwandelte, hielt der Oberst mich und meinen Freund etwas zurück.

„Die kleine Giraffe ist fokett!“ sagte er spöttisch, „sie wollte nur ihre neuen Schuhe zeigen.“

„Das ist sie nicht!“ entgegnete ich empfindlich, und gleichzeitig rief Alexander: „Wer so kleine Füße hat, ist auch in alten Schuhen des Eindruckes sicher!“

„Ho, ho! meine jungen Herren! wie das gleich auflodert! Vertrauen Sie doch meiner Erfahrung: ein Frauenzimmer, das so absichtlich mit einem Teile ihrer Reize Staat macht, hat nötig, anderes zu verbergen.“

„Sie ist die Person geworden Anmut!“ warf Alexander leidenschaftlich ein, „was sollte sie zu verbergen haben?“

„Sie ist ein Engel!“ quoll es aus meines Herzens innerster Überzeugung, „tadellos schön vom Scheitel bis zur Sohle! Für Pferde, mein bester Oberst, mögen Sie Kennzeichen haben, aber in der Beurteilung weiblicher Vollkommenheit bedürfen Sie noch der Schulung.“

Pawlow lächelte ironisch:

„Mein Feuerfester, es ist das schöne, neidenswerte Recht der jungen Jahre, gleich in Feuer und Flamme zu geraten. Vielleicht ist Miß Maud gezwungen, moralische Gebrechen durch ihre körperlichen Reize vergessen zu machen . . .“

„Guten Morgen, ihr Herren!“ grüßte uns Henselt, der uns gesucht hatte. Auf seiner Stirn lagerte eine Wolke; seine Augen blickten unzufrieden. „Bleibt noch ein wenig bei mir! Ich kann noch nicht zurück ins Haus!“

„Papa, was hast du?“ fragte sein Sohn, „du scheinst verdrossen.“

„Verdrossen? oh, nein! Aber enttäuscht bin ich, und das thut weh.“

„Was gab es denn, Adolf?“ Der Oberst sagte es teilnehmend und zog den Arm seines deutschen Freundes durch den seinen.

„Nun, Ihr alle habt gestern unser englisches Fräulein gehört, und Sie hatte es mir wahrhaftig angethan mit meinen eigenen Kompositionen. Wir Künstler verquicken nun einmal so viel Erinnerungen, so viel eigenes Leben mit unseren Werken, daß wir immer mächtig ergötzt werden, wenn sie ein anderer uns entgegenbringt. Und die Kleine hat eine staunenswerte Technik; das muß ihr der Teufel lassen! Aber... sie ist eine Undine; sie hat keine Seele.“

Triumphierend schaute der Oberst erst mich, dann meinen Kameraden an.

„Wie das?“ fragte ich befremdet.

„Sie sollen es gleich erfahren,“ fuhr Adolf Henselt fort.

„Vorhin war ich mit ihr im Musiksaal, um sie noch gründlicher zu prüfen als gestern Abend.“ Der Fürst Galizyn war zugegen.

„Hättest du doch auch uns ein Wörtchen gesagt!“ schmolte Alexander.

„Ihr habt nichts verächtelt,“ seufzte der Künstler, „wahrhaftig nicht! Ich ließ sie Chopin spielen... nun ja, sie überstand alle Schwierigkeiten... aber, aber... keine Spur von Erfassung des Inhalts! nur glatte, geleckte Form, nur sauberste Technik! Sie peitschte mir dann noch ein paar Liszt'sche Glanznummern herunter... schwindelerregende vehemente Oktavengänge... dazwischen gestreute zerbrechlichste Verzierungen... aber, zum Teufel! es war keine Musik, es war nur harmonisches Geräusch! Eine Klavierpielerin ist sie freilich, aber sie ist keine Musikerin, keine Künstlerin!“

Betroffen schwiegen wir; nur der Oberst sagte boshaft:

„Ich dachte mir's. Nun tröste dich, Adolf; das kleine Fräulein hat wenigstens niedliche Füßchen.“

„Ach, Dimitri, du bist ein Barbar; du ahnst nicht, wie es schmerzt, wenn man so schöne Begabung so nutzlos verliert!“

„Aber das ist der Fluch unserer Zeit, daß sie das Virtuosenium großfüttert und darüber die Musik verlernt.“

„Musik ist... Religion; die Kinder des Tages aber sind gottlose Heiden!“

Wir hatten die Wandelgänge des Parks erreicht, in denen wir auch dem Fürsten begegneten. Er schloß sich uns an. Ich hielt es für angemessen, mit dem Erfolge meiner Chopenhauer-Studien zu glänzen, und sagte, an die letzte Äußerung Henselts anknüpfend:

„Ist die Musik nicht vielmehr die Darstellung des von der Besonnenheit beleuchteten Willens?“

Henselt stutzte:

„Das klingt ja wie Hebräisch!“

Der Fürst lächelte:

„Unser junger Freund hat so unrecht nicht. Ein deutscher Sonderling, den ich an der Table d'hôte in Frankfurt kennen lernte, suchte mir diesen Satz zu beweisen. Er heißt Chopenhauer, ist Philosoph und Musikfreund und wunderbarerweise ein abgefragter Feind der Weiber.“

„Dann ist er ein Narr,“ erklärte Henselt trocken, „und ich will über seine Definition gar nicht länger nachgrübeln. Musik ist nichts Anderes als Religion, als ein allen verständlicher Ausdruck der geheimnisvollen Beziehung des Menschen zur Gottheit, des kreaturlichen Sehns nach dem Frieden und der Seligkeit des Heiligen.“

Pawlow schüttelte skeptisch den Kopf:

„Das ist mir alles zu mystisch; Musik ist die allgemein verständliche Sprache des Liebewerbens. Schon der Vogel, wenn er nach dem Weibchen Verlangen trägt, läßt sein dürftiges Lied erschallen; der Mensch macht es nicht anders. Die unbefriedigte Sehnsucht singt am ergreifendsten; am Ziele seines Strebens verstummt der Mensch, und erst, wenn sich wieder neues Verlangen einstellt, findet er wieder die Sprache der Töne. Ich kann mir denken, daß ein Künstler um den in Aussicht gestellten Preis eines Kusses die allerseelenvollste Musik schreiben könnte; hat er den Wonneluß aber einmal brav ausgegahlt erhalten, dann dürfte die Dankmusik, die er etwa hinterher komponieren wollte, immerhin recht mager ausfallen.“

Ist es nicht so, Sergei Alexjewitsch? Ha, ha, ha!“

Der zum Richter aufgerufene Fürst zog seine goldene, mit Brillanten besetzte Tabatsdose, auf der sich ein Schmelzbild des Czaren befand, aus der Tasche, öffnete sie und hielt sie dem Schloßherrn hin:

„Da, Adolf, nimm eine Priße Bahia und laß dich Pawlows Geschwätz nicht verdriessen! Ein Körnchen Wahrheit liegt übrigens auch in seiner Äußerung: die Musik ist ein Mysterium, das sich mit kalten toten Worten gar nicht erschöpfend definieren läßt. Wer die Tiefen desselben ahnend ergötzt, der tritt mit der Geisterwelt in Beziehung und hoch erhebt er sich über alles menschliche Stammeln.“

„Nun kommt der Fürst auf sein Kapitel von den Geistern,“ scherzte der Oberst, „jetzt wird es Zeit, daß wir frühstücken gehen.“

Henselt zog die Uhr und sagte:

„In der That, meine Herren, das Frühstück wird uns schon erwarten.“

Wir machten Kehrt und schlugen die Richtung nach dem Schlosse ein.

\* \* \*

Nach einigen Tagen, in denen sich so weit ein leidliches Verhältnis zwischen dem enttäuschten Lehrer und seiner ihm aufgedrungenen Schülerin hergestellt hatte, daß er ihr wenigstens das erbetene Duzend Stunden zu erteilen entschlossen war, erschien ein neuer Gast. Es war Hans Christian Andersen, der dänische Märchendichter, der auf seiner größeren Reise bei dem Landstige Henselts nicht hatte vorüberfahren wollen. Er mochte damals ein angegebener Fünfziger sein. Ich muß gestehen, daß ich einen kleinen Schreck bekam, als ich den langen hageren Mann mit seinem durchaus nicht ansprechenden Gesichte das erste Mal mir gegenüber bei Tische sitzen sah. Seine lange Nase, sein breiter unschöner Mund, seine etwas hohlen Wangen entsprachen keineswegs dem Bilde, das ich

mir im Geiste von dem berühmten Dichter entworfen hatte. Als er aber in seiner stillen, scheinbar anspruchslosen Weise zu plaudern begann, veredelten sich seine gewöhnlichen Züge, und man hätte kaum glauben mögen, daß dieser mehrere Sprachen geläufig beherrschende Mann, der Paris wie seine Westentasche kannte, lange Zeit in Italien gelebt und mit Thorwaldsen in Rom Freundschaft geschlossen hatte, nur der Sohn eines armen Schusters war, in dessen Werkstatt auf der Insel Fünen er schon als Knabe mit dem Pechdraht hatte hantieren müssen. Der Hauptteil des Ertrages seines schöngestaltigen Schaffens lag damals dem Publikum schon vor; ich kannte nur seine Märchen und hütete mich, zu verraten, daß ich von seinem Roman „Sein oder Nichtsein“, von dessen jüngstem Erscheinen er wie von einer uns ungewisselhaft bekannten Thatsache sprach, noch gar nichts gehört hatte.

Der Fürst saß neben Miß Maud und machte ihr in der unabweidungstunigen Weise den Hof, was mich und meinen Freund Alexander mit eifersüchtiger Unruhe erfüllte. Das englische Fräulein ließ sich die Aufmerksamkeiten des reichen und vornehmen Russen nicht nur gern gefallen, sondern sie ermunterte ihn geradezu zu denselben, indem sie dasjenige mit ihm trieb, was der Briten „Flirtation“ und der deutsche Sprachjudler gewöhnlich „Kofetterie“ nennt. Die Unterhaltung bei Tische war eine so vielzellige, daß ich an den Turmbau zu Babel erinnert wurde. Der Oberst, der noch am Besten deutsch sprach, mischte seiner Rede sehr viele französische Anleihen bei und bediente sich namentlich, wenn er etwas erzählte, sehr oft der die Aufmerksamkeit des Zuhörers aufstachelnden Phrase: „Imaginez-vous“. Der Fürst sprach mit der Gesellschaft abwechselnd deutsch und französisch; gegen den Hausherrn aber bediente er sich häufig des Russischen. Ich unterhielt mich grundtätiglich deutsch mit allen Mitgliedern der Tafelrunde und sagte scherzend zu meinem Gegenüber:

„Sie sollten eigentlich dänisch reden, Herr Andersen, um die Sprachkonfusion an diesem Tische vollständig zu machen.“

„Um Gottes willen nicht!“ bat Frau Rosalie, „lieber lesen Sie uns heute Abend eines Ihrer Märchen in deutscher Sprache!“

Henselt, der den Vorschlag seiner Gattin gehört hatte, unterstützte deren Bitte:

„Gewiß, Andersen! Sie lesen uns etwas, und ich spiele nachher mit dem Fürsten auf zwei Klavieren.“

Miß Maud klatschte in die Hände:

„Oh, it is wonderful! all my wishes are accomplished!“

Dabei sprühte sie ihrem Nachbar, dem Fürsten, einen Blick zu wie eine Feuergerbe.

Ich war am Nachmittag ein wenig verstimmt. Zurückgezogen saß ich auf meinem Zimmer, rauchte eine Cigarre nach der andern und las ab und zu einen Abschnitt von Chopenhauer.

Alexander leistete mir ein halbes Stündchen lang Gesellschaft.

„Höre!“ sagte ich zu ihm, „ich glaube, unsere Freundschaft wird ihretwegen auf keine zu harte Probe gestellt werden. Sie begünstigt ja den Fürsten auf eine höchst auffällige Weise!“

Alexander schüttelte den Kopf:

„Dat nichts zu sagen. Der Reiz der Neuheit! Der Titel imponiert ihr. Aber in Rußland wachsen die Fürsten wie die Pilze und bedecken dort nicht mehr als etwa bei uns ein Gras allerneuester Prägung. Ich bitte dich! Ein so junges reizendes Mädchen und Galizyn! er könnte ihr Vater sein. Nein, nein! von dorthier droht uns keine Gefahr.“

„Möchte doch eigentlich wissen!“ sagte ich nach einer längeren Pause, „ob dein Vater Recht hat. Ich kann mir nicht denken, daß solch ein Wesen ohne Seele sei.“

„Ich auch nicht,“ stimmte mir Alexander bei. „Mein guter Vater beurteilt alles unter dem Gesichtspunkte des Nutzens... mein Gott! sie wird eben noch keine Liebe empfunden haben... Der Schatz ihres Gefühls ist noch nicht gehoben... deshalb ihr aber diesen Schatz gänzlich absprechen zu wollen, wäre doch ein wenig voreilig.“

„Und wenn der Oberst wahr spricht, daß Musik die Sprache des Liebewerbens sei, so muß in ihrer Brust doch ein mächtiges Ergänzungsbefürnis rege sein, sonst hätte sie die Musik nicht als Lebensaufgabe ergriffen.“

Diese Schlussfolgerung fand großen Beifall bei meinem Freunde.

„Natürlich! wer sich so mächtig zur Musik hingezogen fühlt, kann doch nicht der Empfindungslosigkeit bar sein... Musik ist ja die Sprache des Gefühls.“

Ziemlich getroffen blieb ich allein, als Alexander wieder fortleitete, um den Eltern bei den Vorbereitungen für den Abend zu helfen.

Wir versammelten uns diesmal im großen Musiksaal des zweiten Stockwerks. Die Kerzen in der bronzenen, von der Decke herabhängenden Krone und in den Wandleuchtern brannten; die beiden kongerflügel waren nebeneinander in die Mitte des Saales gerollt; neben der Orgel verharrte der Gärtnerbursch für den Fall, daß man seiner zum Bewegen der Blasebälge bedürfen sollte.

„Ah! le voilà!“ sagte der Fürst, als er des Burjchen ansichtig wurde, „da ist ja mein aide de camp vom vorigen Jahre! Nun? wollen wir es einmal wieder versuchen?“

„Das ist sehr liebenswürdig, Sergei Alexjewitsch,“ rief Henselt, indem er dem Jungen einen Wink gab, „das ist die passendste Einleitung zu Kunstgenüssen jeder Art.“

Er begleitete den Fürsten zur Orgel und öffnete das Manual. Der Bursch war hinter der Orgel verschwunden, und bald verkündete ein leises Knurren, daß er die Bälge des Windwerkes in Bewegung setzte.

Galizyn nahm vor dem Instrumente Platz, drückte mit der Spitze seines Laststiefels auf eine der Holztafeln des Pedals und ein langgezogener, gleichmäßig starker tiefer Ton zitterte durch den Saal. Das Orgelkonzert hatte begonnen. Es ist mir dadurch unvergeßlich geblieben, daß Adolf Henselt neben mir saß und mich durch gelegentliche, kurze Flüsterbemerkungen zum erstenmale über das Wesen einer Fuge aufklärte. Der Fürst spielte ein Präludium und eine regelrecht durchgeführte Fuge des Altmeisters Bach. Wäher hatte ich die Orgel nur als Begleitinstrument des Kirchengesanges kennen gelernt und eine fuga propria entweder noch gar nicht gehört, oder, wenn ich sie gehört haben sollte, doch nicht verstanden und deshalb nur mit dem äußern Ohre vernommen.

„Das ist der thematische Kern,“ raunte mir mein Nachbar zu, als der Grundgedanke, der „Führer“ des Kanons, in mehreren langsam gespielten Taktten ertönte.

„Das ist der ‚Geführte!‘“ fuhr er in seiner Belehrung fort, als der Nachsatz gespielt wurde, „geben sie acht! er wiederholt das Thema auf der Quinte.“

Als der Hauptsatz sein Ende erreicht hatte und neue Modulationen an mein Ohr schlugen, zischelte Henselt kurz:

„Das ist die Zwischenharmonie zur Fortführung des Satzes.“

Eine Zeitlang versuchte ich noch der reinen Form dieser kontrapunktischen Kunst meine Aufmerksamkeit zu widmen; aber mein intellektuelles Interesse wurde bald von der Gewalt der mit elementarer Kraft mein ganzes Gefühl aufwühlenden Musik erstickt und, Form Form sein lassend, gab ich mich rückhaltlos der erhebenden Wirkung des klassischen Tonstückes hin. Ja! dachte ich, mein Nachbar hat Recht: Musik ist Religion! wer könnte diese Orgeltöne hören, ohne daß ihm alle irdischen Verhältnisse nach und nach versänken, und daß sich sein befreiter Geist sehned aufschwänge zu dem All-Einen!

Der Fürst hatte geendet und Henselt küßte ihn zweimal auf die Lippen.

„Habe Dank, Sergei Alexjewitsch! Du bist ein Virtuose und dennoch ein Musiker! Wer so die Orgel meistert, der ist gefeit gegen alle Kunststücke der Tastenbühler; du verachtest sie, weil du besser weißt, was Musik ist.“

Auch Frau Rosalie drückte dem Fürsten die Hand, dann sagte sie zu Andersen:

„Und nun, Freund, lesen Sie uns etwas!“

Der dänische Dichter zierte sich nicht. Er langte ein kleines Manuskript aus der Tasche, rückte seinen Sessel unter einen Wandleuchter und begann sein reizendes Märchen: „Die kleine Seejungfer“.

Er las vortrefflich, und so schwer es war, nach einer solchen Orgelmusik die sprechende Menschenstimme zur Geltung zu bringen, Andersen bekam es fertig.

Bald hatten wir die Bach'sche Fuge vergessen und hingen gespannt an des Dichters Munde, der uns statt unbestimmter, geheimnisvoller Gefühlsregungen bestimmte Worte und Gedanken vermittelte, die nicht minder mächtig die Saiten unserer Seele in Schwingungen versetzten. Wie er den Garten des alten Meerkönigs tief auf dem Grunde des Wassers schilderte — man sah förmlich die feuerroten und dunkelblauen Blumen im dämmernden Schein des nassen Elementes wachsen — stapfte der Gärtnerbursch ungeschicktvorsichtig hinter der Orgel hervor, um mit knarrenden Tritten den Saal zu verlassen. Der Blick, den ihm der gestörte Vorleser zuschleuderte, war so ingrinnig, daß Miß Maud kaum ein leises Richern unterdrückte. Andersen wartete eine Weile, und erst als wieder Kirchenstille in dem weiten Raume herrschte, nahm er den Faden seines Märchens von neuem auf.

Es war recht eigentümlich: als die Großmutter im Märchen der kleinen Seejungfer erzählte, daß die Meerestiere keine unsterbliche Seele haben — wir sind gleich dem grünen Schilf; ist das einmal durchschnitten, so kann es nie wieder grünen; nur die Menschen haben eine Seele, die ewig lebt... — da schielte ich verstohlen nach Miß Maud und fragte mich heimlich, ob sie wohl eine Seejungfer wäre; daselbe that aber auch Alexander; wenigstens ertrappe ich ihn auf einer gleichen Richtung seiner Blicke; was er dachte, das konnte ich freilich nicht wissen. Und auch Henselt und der Fürst schauten heimlich nach Miß Maud, so daß diese, die sich plötzlich als Objekt der allgemeinen Beobachtung fühlte, beinahe verlegen wurde und sich mit dem spitzenumrandeten Taschentuche Kühlung zusäfelte, obgleich es durchaus nicht warm im Saale war.

Mrs. Frazer hatte sich auch hierher ihre Tasse Thee bringen lassen — die arme Frau that mir leid, sie mußte von dem Warmwassertrinken entschieden an geschwächter Verdauung leiden — und dann und wann nahm sie einen Schluck, was jedesmal ein leises Klirren des silbernen Vöfßelchens auf der Porzellan-Untertasse zur Folge hatte. Die dem periodischen Klirren trug der lesende Dichter auch jedesmal Rechnung, indem er eine abscheuliche Grimasse schnitt und eine kurze Pause machte, bis Mrs. Frazer ihren Durst gestillt hatte und wieder ruhig saß.

Trotz dieser kleinen Störungen wuchs unsere Spannung mehr und mehr. Wir lauschten regungslos der Verwandlung der Seejungfer in ein menschliches Wesen mit zwei reizenden weißen Beinen statt des Fischschwanzes und folgten ihr mit Anteil zu dem Prinzen, den sie liebte und der die Stimme — die Hexe hatte ja als Preis ihres Verwandlungsstrankes ihr die Zunge ausgeschnitten — in Männertracht kleidete und mit ihr durch die Wälder ritt. Der Prinz ahnt nicht, daß das liebliche Wesen ihm einst als Seejungfer das Leben gerettet hat, daß es ihn liebt und daß, wenn er es wieder liebt, ihm eine unsterbliche Seele zuteil werden muß. Er plant seine Verbindung mit der Tochter des Nachbarkönigs, und die menschgewordene Seejungfer muß ihn auf dem Hochzeitschiffe begleiten. Sie weiß, daß wenn die nächste Sonne aufgeht, sie sterben muß, da sie das Herz des Prinzen nicht erwerben konnte. Wehmütig lehnt sie des Abends am Steuer, während der Prinz mit seiner schönen Braut der Ruhe pflegt. Da steigen ihre Schwestern aus der Flut empor und bieten ihr ein behertes Messer. „Vor der Sonne aufgeht, mußt du es in das Herz des Prinzen stoßen; wenn dann sein warmes Blut auf deine Füße spritzt, so werden diese wieder zum Fischschwanz, und als Seejungfer lebst du mit uns noch dreihundert Jahre. Aber eile dich! In wenigen Minuten steigt die Sonne aus der Flut!“ Die kleine Seejungfer naht dem Purpurzelt der Neuwermählten; sie betrachtet den Prinzen, an dessen Brust das schöne Haupt der Braut lehnt und der den Namen der Geliebten im Traume flüstert. Da zittert sie und — wirft das Messer weit von sich in die Flut. Sie eilt ans Steuer und stürzt sich ins Meer; ihr Körper löst sich in Schaum auf. Aber... sie ist nicht gestorben. Sie sieht die Sonne emporgehen; sie hört die melodische Sprache der schwebenden, unsichtbaren Luftgeister: „Du arme kleine Seejungfer! du hast mit ganzem Herzen nach demselben, wie wir, gestrebt; du hast gelitten und gebuldet! deshalb hast du dich zur Luftgeisterwelt erhoben und kannst dir nun selbst durch gute Werke eine unsterbliche Seele schaffen!“

Andersen schwieg.

Ergriffen atmeten wir auf.

(Fortsetzung folgt.)

### Hypnotismus.

Nachdruck verboten.

Ein tiefer Blick in die Natur —  
Hier ist ein Wunder, glaubt nur!

Die Welt steht heute unter dem Zeichen des Hypnotismus. In Berlin füllen die Vorstellungen zweier Praktiker — Hansen und Böllert — die Theater- und Konzertsäle in einer Jahreszeit, wo sie sonst leer stehen; in Paris erscheint seit Jahresfrist eine besondere Zeitschrift für Hypnotismus, die den Gläubigen alle im Schlafe — denn der Name kommt vom griechischen hypnos, Schlaf — der Menschheit zu teil werdenden Güter schleunigst mitteilt. Enthusiastische Ärzte versprechen sich eine neue Ara der „magnetischen Wunderkuren“, Pädagogen und Philanthropen hoffen der verderbten Menschheit auf hypnotischem Wege bessere Neigungen einzufloßen; die in zwei Hauptlager gespaltenen Philosophen endlich glauben auf der einen Seite die Einheit und Freiheit des menschlichen Geistes, auf der andern die Teilbarkeit und Gebundenheit desselben durch die Hypnose nachweisen zu können. Ein wahrhaftiges „Mädchen aus der Fremde“, das jedem eine Gabe bringt!

Fragen wir nun zunächst, wie diese neueröffnete Pforte in die Rätselwelt des Leibes und der Seele, des Schlafens und Wachens aussieht, so lautet in kurzen Worten die Antwort:



Der dänische Hypnotiseur  
Carl Hansen.

wie ein traumartiger und, soweit der Traum zum Schlafe gehört, schlafartiger Zustand, in welchen die meisten Menschen, — die einen leichter, die anderen schwerer — veretzt werden können, wenn sie ihren Kopf durch anhaltende Anspannung ihres Gesichtes oder Gehörsinns auf einen eng umschriebenen Empfindungskreis gründlich übermüden. Es kommt nicht auf den Gegenstand der Vertiefung an, die Wirkung bleibt dieselbe, ob es sich um den Glanz eines kleinen spiegelnden oder lichtbrechenden Schmuckstücks, oder um das Wellenspiel des Wassers, oder um die einförmigen Striche eines

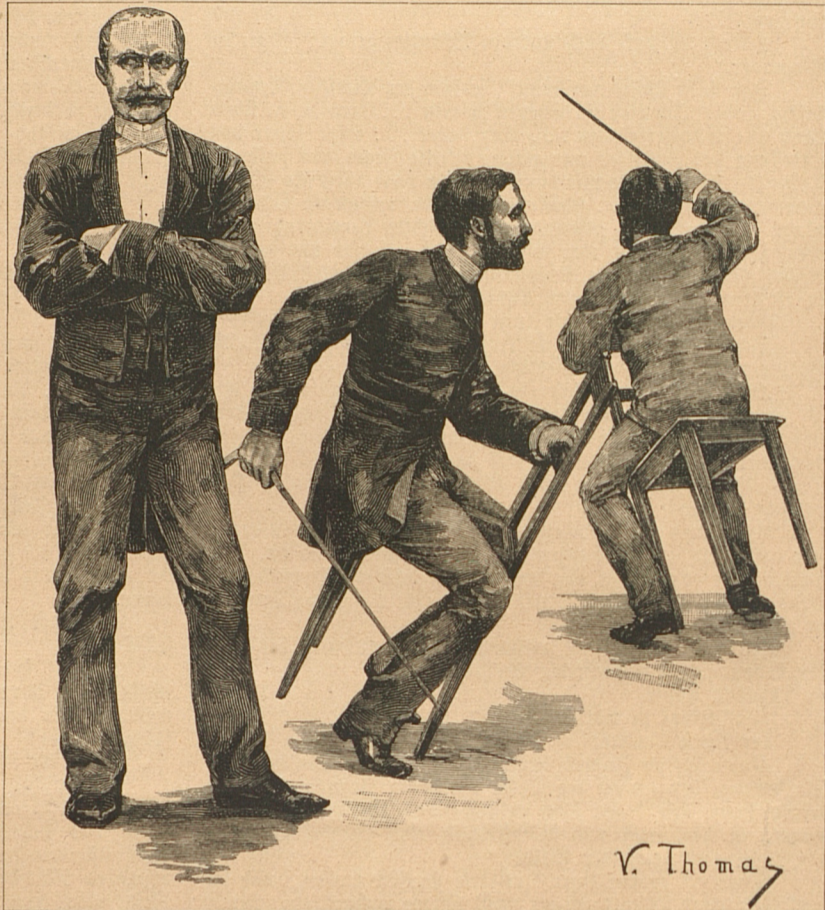
„Magnetiseurs“, oder um ein eintöniges Geräusch, wie das Ticken einer Taschenuhr, handelt. Der englische Chirurg James Braid in Manchester fand im Jahre 1841, daß die unverwandte Richtung der Augen auf einen nahen polierten Metallknopf am schnellsten den in Rede stehenden Zustand erzeugt und beschrieb seit dieser Zeit in einer Reihe wissenschaftlicher Werke die damit verknüpften Erscheinungen, welche heute ein so großes Aufsehen machen, nachdem die Männer der Wissenschaft sie lange mit Mißtrauen betrachtet hatten, weil sie in Braid — den wissenschaftlichen Entdecker des Hypnotismus — nur eine neue Auflage des Wundermannes Mesmer erblicken wollten.

Wir nannten Braid soeben den „wissenschaftlichen Entdecker“, denn bekannt waren diese Wirkungen der anhaltenden Fixierung des Blickes seit uralten Zeiten, z. B. bei den Fakiren Indiens und den Einsiedlern des Berges Athos, um zum religiösen „Schauen“ zu gelangen. Die Arumen der alten Germanen, die starr auf einen Wasserstrudel blickten, die alten Hydromanten, die Kristallbeschauber und Spiegelwahrer versetzten sich auf dieselbe Weise in visionäre Zustände und Lunzinger fand das Verfahren Cagliostro's, einen Knaben durch Anstarren eines glänzenden Gefäßes, einer Wasserflasche oder eines Tropfen Tinte zum „Schauen“ zu bringen, noch

vor wenigen Jahren in Oberägypten beim gemeinen Volke in Übung. Schon mancher, der sich in dem Anblick des Mühlrades einer alten malerischen Gebirgsmühle, oder des Wellenspiels einer mondbelegten Wasserfläche vergaß, verfiel in diesen Zustand träumerischer Selbstvergessenheit und Geistesabwesenheit und war dicht daran, hypnotisch zu werden, bis er sich mit dem Ausruf: „Wie wird mir denn?“ aufrappelte, sich mit der Hand über die Stirne fuhr und seiner Wege ging.

Mit solchen Selbsthypnotikern oder Autohypnotikern, die sich nicht zeitig genug der einschläfernden Einwirkung entzogen haben, würde ein kundiger Vorbeigehender, der da gemerkt hätte, was die Glocke geschlagen, dieselben wunderlichen Experimente vornehmen können, welche Mesmer mit seinen in „magnetischen Schlaf“ versetzten Somnambulen erreichte, Hansen, Böllert und andere Bühnenkünstler mit ihren „Medien“ vorführen, denen gegenüber sie sich mehr oder weniger das Ansehen geben, als übten sie einen magischen Einfluß, eine faszinierende Gewalt über sie aus, nachdem sie dieselben durch eine von ihren Fingerspitzen oder Augensternen ausströmende „magnetische“ oder „elektrische“ oder „geistige“ Kraft in diesen Zustand veretzt und dadurch zu ihren willenlosen Sklaven gemacht hätten.

Nichts in der That kann wunderbarer, zauberhafter berühren, als eine bekannte, gesunde oder zuverlässige Person nach einigen einfachen Vornahmen plötzlich der Willkür ihres „Magnetiseurs“ vollständig unterworfen zu sehen, so daß sie alles, was er ihr sagt, für wahr nimmt oder aus eigener Empfindung bestätigt und seinen Befehlen ohne Widerstand folgt, so lächerlich oder entwürdigend sie sein mögen. Einer jungen Dame kann in diesem Zustande ohne Schwierigkeit eingeredet werden, sie sei ein flotter Hufarenlieutenant oder eine alte Frau, oder sie könne ein bestimmtes Wort nicht aussprechen, ja nicht einmal den Mund öffnen und sie wird alles dies glauben und sich demgemäß benehmen. Man nennt dies die Einflößung (Suggestion) bestimmter Ideen und Vorstellungen, und das Gebiet solcher Einflößungen erstreckt sich auch auf Sinneswahrnehmungen. Man braucht einer hypnotisierten Person nur vorzureden, sie sähe diese oder jene Erscheinungen und sie wird dieselben mit offenen oder geschlossenen Augen wirklich wahrzunehmen glauben; man kann ihr ferner sagen, dieser oder jener Gegenstand, mit dem man sie in Berührung bringt, sei etwas ganz Anderes, und sie wird nicht daran zweifeln. Wir haben hier die „Bezauberung des Blickes“, den „Augenstrug“, von dem im Märchen von einem Zauberer erzählt wird, der den Leuten vorredete, ein vorübergehender Hahn trüge einen schweren Balken im Schnabel, während es doch nur ein leichter Strohalm war, und der sich an dem Mädchen, welches den Trug durchschaute, weil es ein vierblättriges Kleeblatt am Morgen gefunden, dadurch rächte, daß er ihr vorredete, sie durchschreite ein tiefes Wasser und müsse ihre Kleider ausschützen, während sie im blühenden Flachsfelde stand. So brachte Hansen einen jungen Mann dazu, sich als Herkules mit einer schweren Eisenstange zu produzieren, während er doch nur eine dünne Gerte in der Hand hielt, und besonders lustig war es anzuschauen, wenn Hansen oder Böllert Leuten, welche die Reiter meist nur von unten bewundert hatten, vorredeten, einige Stühle, auf denen sie in entsprechender Stellung Platz genommen, seien träge Rößlein, die einiger Anfrischung mit der Peitsche — ihren Spazierstöcken — bedürften, worauf sie meist wirklich einen komischen Ritt auf ihren hölzernen Rossen ausführten.



Der Hypnotiseur Céo Böllert: Suggestierter Spazierritt.

tifizierten vorgenommene Bewegungen und Handlungen nachgeahmt, die dieser mit den Sinnen in keiner Weise wahrzunehmen vermöge, ebenso wie die Hohenpriester des Hypnotismus behaupten, Gedanken und Formvorstellungen ohne äußern Ausdruck derselben, durch ihren bloßen Willen übertragen zu können, so daß das Medium sie auszuführen oder nachzuzeichnen imstande sei (sogen. Suggestion mentale).

Als Glanznummer der theatralischen Vorstellungen gilt aber die Veretzung der Glieder und Muskeln eines Menschen in Starrkrampf (Tetanus), was durch wiederholtes Darüberhinstreichen, worauf der Hypnotische, „starr und steif wie ein Besenstiel“ über zwei Stuhlbeinen gelegt, als Trittbrett dienen oder sonst wie eine Mumie behandelt werden kann. Dieser Muskelkrampf läßt sich auch halbseitig erzielen, so daß die betreffende Person nur noch „einseitig lachen“ kann, oder das eine Bein und den einen Arm herabhängend läßt. Der Zauberer nennt die herabhängenden Arme oder Beine dann in seinem Rauberwälsch „lethargisch“ und die anderen „kataleptisch“, obwohl beide Ausdrücke falsch sind, denn unter Katalepsie versteht die ärztliche Wissenschaft nicht Starrkrampf, sondern die vorhin erwähnte wächserne Biegsamkeit der Glieder, und mit Lethargie (Schlafsucht) bezeichnet man einen Zustand des geistigen Organs und nicht der Beine.

Wir fühlen uns unendlich erleichtert, wenn der Magus seinem Opfer ins Gesicht bläst und aufzuwachen befiehlt, worauf dasselbe meist mit einem höchlichst verwunderten Gesicht in diese Welt der Wirklichkeit zurückkehrt und sich in der Mehrzahl der Fälle nur sehr dunkel oder nach mannichfachen Anspielungen, dessen, was mit ihm geschehen ist, erinnern kann. Aber es behält eine gewisse Neigung, von neuem in diesen Zustand zu verfallen, und kann meist um so leichter in denselben zurückveretzt werden, je häufiger dies bereits geschehen ist. Jeder, der da denkt, daß er dabei zu einem willenlosen Geschöpf und Werkzeug anderer Personen werden und zu den unverantwortlichsten, nicht wieder gut zu machenden Handlungen mißbraucht werden kann, wird sich hüten, einem Magnetiseur jemals auch nur einen Finger zu reichen, denn auch hier ist es nur der erste Schritt, der Überwindung kostet und Schwierigkeiten darbietet. Wenn die Begeisterung für solche Vorstellungen, wie sie jetzt in Berlin vorhanden ist, andauern sollte, müßte man fürchten, daß schließlich die Kleinen in der Kinderstube „Hypnotisieren“ spielen.

Dagegen kann diese Behandlungsweise möglicherweise für Heilzwecke nützlich werden, weil sie ermöglicht, die feste Überzeugung einzulösen, gesund oder geheilt zu sein, was nicht nur bei Gemütsleiden und Krankheiten, die mehr in der Einbildung beruhen, sondern auch bei leichteren körperlichen Erkrankungen und sogenannten Nervenverstimnungen von entschiedenem Nutzen sein kann, sofern eine derartige Überzeugung



Céo Böllert: Erregung eines halbseitigen Starrkrampfs.

Vielleicht noch auffallender erscheint es, wenn den Hypnotischen vorgeredet wird, eine Rolle aus Zeitungspapier sei eine seine Cigarre, ein Glas Wasser der beste Wein oder Champagner, eine geschälte, rohe Kartoffel eine wohlgeschmeckende Birne, und die betreffenden Herrlichkeiten mit Behagen unter ausdrücklicher Bestätigung ihres Wohlgeschmacks genossen werden, ja wohl gar entsprechende Wirkungen ausüben, wenn z. B. die Vorstellung, der geöffnete Wein sei im höchsten Grade berauschend, mit eingefloßt wird. Hieraus ergibt sich, daß in diesem Zustande die wirklichen Sinnesempfindungen nicht zum Bewußtsein kommen, wie denn sogar heftige körperliche Schmerzen, z. B. das Durchstechen des dicken Fleisches am Arm mit einer langen Nadel, nicht empfunden werden.

Aber die Wunder regnen immer noch dicker und verblüffender auf den Zuschauer, denn weiter zeigt ihm der „Magnetiseur“, daß das „Medium“ in seiner Hand nur noch ein Klumpen weiches Wachs ist, dem er jede mögliche Stellung geben kann, und das sich dann innerlich sofort als das fühlt, wozu es sein Bildner äußerlich modelte. Man ballt seine Fäuste in drohender Stellung und es fühlt Mut, wie



Deutsche Städtebilder: Der Leipziger Platz in Berlin. Originalzeichnung von G. Theuerlauf.

bis zu einer gewissen Ausdehnung in den wachen Zustand mit hinübergenommen werden kann, wie es sich ja auch in den Stimmungen meist nicht um bewußte Seelenzustände handelt. Dagegen muß die Hoffnung, schwere organische Erkrankungen auf diesem Wege zu beseitigen und durch Suggestion edler Regungen den Charakter zu veredeln, wohl in das Gebiet jener Träumereien und Phantasiegebilde verwiesen werden, wie sie jede neue Entdeckung umgauteln, und dem Hypnotismus schon einmal (durch Mesmers Charlatanerie) verhängnisvoll geworden sind.

Für die Psychologen bietet die Hypnose eine ausgezeichnete Gelegenheit, das menschliche Seelenvermögen unter gewissen, leicht herbeizuführenden Bedingungen zu studieren, welche das selbe vorübergehend so verändert zeigen, daß wir Zustände vor uns sehen, wie sie bleibend bei niedriger stehenden Wesen oder bei gewissen Gehirnerkrankungen auftreten. Denn der Hypnotisierte hat mit vielen geistig Gestörten das gemein, daß in ihm freier Wille und Urtheil derartig gebunden erscheinen, um jeder freiwillig auftretenden oder von außen eingeflochtenen Wahndee freies Spiel lassen zu müssen.

Damit treten wir der Frage näher, worin nun eigentlich das Wesen der Hypnose bestehen möge, und ob man sich die so überraschenden Erscheinungen, welche sie darbietet, einigermaßen erklären könne. Schon im voraus mag bemerkt werden, daß auf einem Gebiete, wie dem der menschlichen Geistesthätigkeit, bei welchem uns die einfachsten und alltäglichsten Erscheinungen noch Räthsel sind, und nach der Ansicht einzelner Psychologen immer bleiben werden, eigentlich jeder Erklärungsversuch verfrüht erscheinen muß. Es kann sich also nur um die Frage handeln, ob wir uns den alltäglichen Wundern unseres Denkens gegenüber die abweichenden Erscheinungen des Hypnotismus so zurechtlegen können, daß ihnen der Schein des Unbegreiflichen und Uebnatürlichen genommen wird. Daß in der Annahme eines von den Fesseln der Körperlichkeit freien geistigen Vermögens, welches von der einen Person zur andern überströmen und in dieser eine Verwirrung im Oberflächlichen anrichten kann, nicht das Mindeste geholfen wäre, brauchen wir der aufmerksamen Leserin, die über diese Fragen nachgedacht hat, nicht erst zu wiederholen. Jedenfalls können wir eher begreifen, wie ein Mensch mittelst seines höchst wunderbar gebauten Geistesorgans denken kann, als wie ein Geist ohne Gehirn denken soll.

Es scheint daher noch am meisten Aussicht zu sein, einen Einblick in die hier vorliegenden Geheimnisse zu gewinnen, wenn wir alle Philosophie beiseite lassen und fragen, was geschieht beim Hypnotisieren? Alle die oben geschilderten Versuchungsweisen scheinen aber auf ein und dasselbe Endziel zuzuführen, nämlich auf die einer Ohnmacht ähnliche Uebermüdung jener höchsten Thätigkeit unseres Geistes, die sich im logischen Denken und Zusammenfassen aller früheren und augenblicklichen Erlebnisse und Erfahrungen, zum selbstbewußten Urtheilen, Wollen und Handeln ausprägt. Es ist dies dieselbe Geistesthätigkeit, die auch im gewöhnlichen Laufe der Dinge nach höchstens fünfzehnstündiger Arbeit einer längeren Ruhepause bedarf, während wir aus unseren Traumerfahrungen wissen, daß andere Teile der Geistesthätigkeit, wie das Vorstellungsvermögen, die Belebung alter Erinnerungen, und die Verknüpfung derselben untereinander selbst im Schlafe nicht ruhen, uns vielmehr in den mannigfaltigsten Formen umgauteln, uns die tollsten Ideen einflößen, vor denen wir im Wachen erschrecken, kurz, mit uns machen, was sie wollen, da eben die Oberaufsichtsbehörde und mit ihr Urtheil, Leitung und Herrschaft über die in der Sinnesphäre auftauchenden Vorstellungen vollständig im Schlafe ertötet erscheinen.

Da man nun einem Träumenden ebenfalls willkürlich die tollsten Vorstellungen einflößen kann, falls nur sein Schlaf fest genug ist, um dadurch nicht gestört und unterbrochen zu werden, so haben wir in ihm ein Seitenstück für den Hypnotischen und können letzteren als einen Träumer bezeichnen, dessen Bewußtsein, Urtheil und Willen in einen so festen Schlaf versenkt sind, daß selbst schmerzhafteste Eingriffe sie nicht daraus erwecken. Ähnliche Zustände kennen wir ja seit alten Zeiten unter dem Namen des Schlafwandlens (Somnambulismus), und gewisse Personen verfallen zeitweise von selbst in dieselben, ohne daß ein Magnetiseur seine Kräfte an ihnen verschwendet hätte. Ebenso ist bei dem Hypnotisieren, welches sogar per Telephon aus der Entfernung geschehen kann, an keine überströmende Kraft zu denken, auch nicht, wenn die Glieder in bestimmten Stellungen verharren, oder durch Muskelreiz starr gemacht werden. Es sind dies Kräfte, die wahrscheinlich in ähnlicher Weise auf einer Einschlüferung der bewußten Herrschaft über die einander in jedem Gliede entgegenwirkenden Beuge- und Streckmuskeln beruhen, wie denn alle sicher festgestellten Fähigkeiten der Hypnotischen weniger eine Steigerung, als ein Darniederliegen der höheren Geistesfähigkeiten bekunden. Auch wenn sich die hier und da gemachten Behauptungen bewahrheiten sollten, daß einzelne Sinnesfähigkeiten, wie namentlich das Gehör, in der Hypnose bisweilen eine erhöhte Empfindlichkeit zeigen sollen, so würde sich dies immer noch als Folge der Einseitigkeit der Empfindung unter Zurückdrängung der anderen Sinnesfähigkeiten verstehen lassen, wie man auch des Nachts seiner hört und Blinde ein überaus feines Tastgefühl entwickeln.

Carus Sterne.

Nachdruck verboten.

### Leidensstationen eines dramatischen Dichters.

Vierte und letzte Station.

Die Premiere.

Der Tag der Aufführung war endlich herangekommen; ich durchlebte ihn in begreiflicher tiefgehender Erregung. Wie träge die Stunden dahinschliefen, und doch mit jedem neuen Glockenschlag stieg meine Beunruhigung. Meine Stimmung schwankte fortwährend herüber und hinüber. Jetzt hoffend, bald wieder zweifelnd, nun den Moment herbeiwünschend und dann wieder vor ihm zagend, schritt ich ruhelos in meinem Zimmer auf und nieder; endlich trieb es mich auf die Straße hinaus. Der Abend dämmerte herein, Arbeiter begegneten mir, die nach vollbrachtem Tageswerk zu ihren Familien heimkehrten. Wie beneidete ich in diesem Augenblick diese Menschen um ihr bescheidenes Loos, das weder Neid noch Mißgunst oder selbstquälerische Zweifel zu verkümmern vermögen. Weiter! Weiter!

Da, von den Thürmen erklingen wieder die Glocken, es ist endlich 6 Uhr geworden. Gottlob, der Nachmittag ist vorüber, ich stehe vor der Entscheidung. Obgleich erst um 7 Uhr die Aufführung beginnt, eile ich doch nach dem Theater. Wie schlug mir das Herz, als ich wieder die Bühne betrat! Wie mein Schicksal lag sie noch im Halbdunkel, nur von wenigen Lampen beleuchtet. Theaterarbeiter, sehr erstaunt, mich schon so früh erscheinen zu sehen, stellten Dekorationen, die Möbel für die ersten Scenen; der Requisiteur mit seinen Gehilfen brachte die Requisiten, die auf der Bühne gebraucht werden sollten, und stellte sie unter Aufsicht des Inspektanten auf; die Feuerwehr revidierte die Löschvorrichtungen. Ich wanderte ruhelos, oft durch den Ruf der Theaterarbeiter „Vorgehen“ aus meinen trüben Gedanken aufgeschreckt, hinter den Coullissen auf und ab. Allmählich machte sich die Ankunft des Publikums durch Stuhlklappen und Stimmengeräusch aus dem nun hellerleuchteten Zuschauerraum hörbar; auch die Bühne, welche jetzt beleuchtet wurde, belebte sich mehr und mehr; einzelne bereits für die Aufführung angekleidete Darsteller kamen mit der Rolle in der Hand, um sie auf- und abgehend zu repetieren, aus der Garderobe auf die Bühne; der Regisseur erschien, revidierte die Scene, die Stellung der Möbel, die Requisiten, sah auch mich und begrüßte mich freundlicher als früher. Da er durch den Theaterzettel, auf dem er als Regisseur dieser Vorstellung genannt war, für den Gang der Aufführung dem Publikum und der Kritik verantwortlich erschien, mochte er sich wohl als mein Leidensgefährte betrachten und darum sich mir freundlicher benehmen. Mit jeder Minute näherte sich nun die Entscheidung. 10 Minuten vor 7 Uhr gab der Inspektant nach dem Orchester das Glockenzeichen zum Beginn der Musik und nach den Garderoben für die im 1. Akt beschäftigten Darsteller das Zeichen, sich mit der Toilette zu beeilen und nach der Bühne zu verfügen. Lauter tönte das Geräusch der Ankommenden, das Stimmgeräusch aus dem Zuschauerraum herauf, meine Richter versammelten sich. Der Direktor kam mit heiterem Gesicht mir mittheilend, daß wider sein Erwarten das Theater ausverkauft werden würde. Mich, der ich mich bescheiden hinter den Coullissen aufhielt, in den Vorgrund zum Vorhang führend, sagte er: „Sehen Sie durch dieses kleine Loch im Vorhang hinaus, von ihm aus beobachten wir mehr, als die Beobachteten ahnen.“ Ich sah hinaus. Das Parquet hatte sich beinahe ganz gefüllt und fortwährend kamen noch einzelne. Die Logen erfüllte ein elegantes Publikum, ein blühender Kranz von Damen in großer Toilette, im 2. Rang und auf der Gallerie drängte sich das Publikum Kopf an Kopf, ein für mich, der ich zum erstenmale ihn von der Bühne aus hatte, beängstigender Anblick. Lachend meinte der Direktor: „Nicht wahr, das ist ein herrlicher Anblick, besonders für den Direktor?“

„Wenn nur die Balken und Träger den Druck der Menge da oben aushalten werden,“ antwortete ich besorgt.

„Seien Sie ohne Sorge und freuen Sie sich, daß dort oben eine solche Menge vorhanden. Das Publikum, das diese Plätze füllt, das kam ohne Vorurteil, das kam des Genusses wegen, das es von der Aufführung erwartet; aber sehen Sie sich genauer die ersten Parquetreihen an, da sitzen die Herren Rezensenten mit ihren Damen, wenige zahlende Zuschauer sind zwischen ihnen verteilt. Was diese Herren jetzt noch mit einander verhandeln, hat weniger Bedeutung und erregt meinen Ärger nicht, aber die Urtheile, die sie während der Vorstellung laut aussprechen und dadurch die Meinung des neben ihnen sitzenden zahlenden Publikums beeinflussen, irritieren, die richten großes Unheil an. Das ist ganz natürlich, denn der neben einem solchen von ihm gekannten Vorkämpfer der Kritik Sitzende wagt nicht mehr selbständig sich ein Urtheil zu bilden, sich an der Aufführung zu erfreuen, wenn er ein absprechendes, im Ton der Unfehlbarkeit geäußertes Urtheil aus solchem Munde hört. Wie oft schon haben Personen aus dem Publikum bei mir über diese Rücksichtslosigkeit geklagt! Sehen Sie noch dort andere Herren, die ruhig die Aufführung, ohne sich ostentativ bemerklich zu machen, erwarten. Das sind die Kritiker, die nach ihrer Ueberzeugung urtheilen wollen, unbeeirrt durch Vorurtheile, sachgemäß und wohlwollend. Ich kenne natürlich alle diese Herren und weiß, woran ich mit ihnen bin.“

„Von der Scene, wer nichts zu thun hat!“ rief der Regisseur, „die Musik ist gleich zu Ende! Inspektant, sind die Herrschaften alle an ihren Plätzen?“

„Fräulein Ernst fehlt noch!“

„Schnell rufen Sie sie!“ Und zu der außer Atem ankommenden genannten Dame: „Müssen Sie sich denn immer rufen lassen?“ und ihre Toilette ansehend: „Zu dem Anzuge als armes Mädchen wollen Sie das große goldene Armband tragen? Nehmen Sie es gleich ab. Haben Sie Ihre Requisiten?“

Wie anders zeigten sich nun die Darsteller als auf den Proben, man sah ihnen den Ernst, die Erregung an, einige lasen noch ihre Rollen, andere, wie mein alter Kunstveteran, der eine prächtige Maske gemacht hatte, standen stumm und ruhig, ihr Auftreten erwartend, hinter dem Prospekt, den Coullissen, noch andere, man sah es an der Bewegung ihrer Lippen, repetierten ihre Auftrittsreden. Es waren nicht allein durch Kostüm und Schminke andere Menschen als auf den Proben.

Der Direktor plazierte mich zwischen die ersten beiden Coullissen, auf welche sich von der Bühne aus ein Fenster öffnete, so daß ich von diesem Platze aus alle Vorgänge auf der Bühne gut sehen und hören konnte.

Die Musik im Orchester hatte geendet. Eine kleine erwartungsvolle Pause und lautlose Stille auf der Bühne, dann ein Glockenzeichen und der Vorhang ging in die Höhe.

Mir schlug das Herz bis zum Hals hinauf! Unwillkürlich ein Gedanke nach oben, an Jhn, der auch mein Geschick lenkt und leitet. Mit Gott! rief's in mir.

Die Aufführung begann und ging ruhig, nur ab und zu durch das Geräusch des Stuhlklappens der Zuspätkommenden im Zuschauerraum unterbrochen, in den ersten Scenen vorüber, bis die kleine Naive auftrat, die zu meinem Ärger, weil der Dialog in der dem Verständnis so notwendigen Exposition dadurch gestört wurde, rauschend empfangen wurde. Zu meiner Freude hatte aber das junge Mädchen so viel Kunstverständnis, daß sie entgegen vielen ihrer Kolleginnen, die in einem solchen Falle aus der Rolle fallend gewöhnlich lächeln und sich gerührt verbeugen, gar nicht auf den Empfang achtete, sondern im Charakter ihrer Rolle blieb und fortsprach. Nun trat der Kunstveteran in der Rolle des alten Werners auf, er sprach einfach und natürlich, ganz im Charakter, schilderte seine Liebe

zu der Familie, das Loos der Armen ergreifend und wahr. Ein donnernder Applaus folgte von den zweiten Plätzen herab brausend seiner Rede, wurde aber durch lebhaftes Zischen aus dem Parquet fast übertönt.

Ich erschraf. Wie wird das werden im Laufe des Abends? dachte ich. Es haben sich unbenutzt schon so früh zwei Parteien gebildet, die miteinander ringen und mein armes Schauspiel in dem Kampfe zermalmen werden. Eins schien mir mit diesem Anfang schon entschieden, daß mir keine ungetheilte Freude, wenn überhaupt noch eine Freude, aus der Aufführung erblicen würde.

Die erste Liebhaberin im Schauspiel, die Tochter Werners, hatte nun zu erscheinen, sie stand bis dahin neben mir in der Coullisse, in sich versunken, wie teilnamlos, als nun ihr Stichwort erschallte, machte sie, ehe sie auf die Scene trat, das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust. Sie glaubte also, die Schauspielerin, an den Schutz des erlösenden Kreuzes. Eine neue Erfahrung.

Im Fortgang der Handlungen erschienen auf der Scene das Geschwisterpaar, Kinder des Fabrikbesizers Sternheim, der erste Liebhaber und Geliebte der Tochter Werners und seine Schwester, beide ihrem Reichtum entsprechend in eleganter, die Dame in mehr als glänzender Toilette. Wenn sie besser ihre Rolle gelernt hätte, würde sie mir schöner erschienen sein. Aus der nun folgenden Ensemblescene, welche die Exposition abschließt, werden die inneren Beziehungen der handelnden Personen, wie ihre Stellungen zu einander und in der Handlung für die Zuschauer erklärt, mit dieser Scene schließt der Akt. Der Vorhang fiel, kein Laut regte sich im Zuschauerraum. Diese Stille erschreckte mich, ich glaube, ich hätte in diesem Augenblick jenen nervenerregenden Zischen dieser unheimlichen Stille vorgezogen.

Der Direktor trat zu mir. „Na, sind Sie zufrieden?“

„Mit der Darstellung außerordentlich, sie ist doch eine ganz andere, als ich sie nach den Proben erwartet und gefürchtet habe. Leider will es mir scheinen, als ob die Darsteller sich für eine verlorene Sache quälen.“

„Unfinn! Soll die Exposition Ihnen mehr bringen? Sie haben sich mit der einen Scene des alten Werners schon Freunde erworben. Das Zischen, welches dem Applaus nach dieser Scene folgte, galt nicht dem Stück, sondern der Störung durch den Applaus. Die Zischer wollten nichts von dem Dialog, von dem, was Sie ihnen von hier oben erzählen, verlieren, bewies mithin ihr Interesse. Wie Sie mir schon sagten, kennt Sie niemand persönlich, gehen Sie jetzt in diesem Zwischenakt hinunter nach den Gängen vor dem Parquet, das Publikum promeniert, dort hören Sie, was man spricht, Sie werden die Meinungen der Zuschauer kennen lernen und daraus Nutzen für Ihr ferneres Schaffen schöpfen.“

Ich wünschte hinterher, ich hätte seiner Aufforderung nicht Folge gegeben.

Wie wenig hatte alles, was ich da hörte, mit der Kunst, wie wenig mit dem Inhalte des eben gespielten Aktes zu thun! Platte Scherze, rohe Ueberschneidungen, kleinliche Personalien — das war so ziemlich alles, was ich von einem Publikum vernahm, dem ich mein Bestes zur Gemütshebung, zu idealer Erquickung hingegeben hatte! — Ich fühlte mich tief bedrückt!

Zum Glück entschädigte mich der Ausfall des zweiten Aktes. Namentlich die beiden letzten Scenen schlugen mächtig ein, und als der Vorhang fiel rauschte ein Beifall, wie ich ihn in meinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt hatte, durch das Haus.

Das erregte Publikum rief stürmisch die Künstler hervor und rief, mich erschreckend, auch meinen Namen. Der Ruf traf mich wie ein elektrischer Strahl, aber wie es dieser thut, nicht angenehm, fast sinnverwirrend. Ehe ich noch zu dem Entschluß kommen konnte, ob ich dem Ruf folgen sollte oder nicht, war ich schon von dem unglücklichen Liebespaar bei der Hand genommen und, wenn auch widerstrebend, hinaus auf die offene Bühne dem mich mit lebhaftem Beifall begrüßenden Publikum entgegengeführt. Eingeschüchtert und beängigt durch den ungewohnten Anblick der Menge und von der, wie mir schien, ungeheuren Zahl auf meine arme Person gerichteten Operngläser, wagte ich kaum aufzublicken, ich verbeugte mich, wie ich glaube, recht links und ungeschickt und eilte nach der mich schützenden und verbergenden Coullisse zurück. — Wie mag man da unten im Parquet über mich gespottet haben!

Freunde des Direktors kamen aus dem Zuschauerraum während dieses Zwischenaktes nach der Bühne und gratulierten ihm zu dem Erfolg seiner Novität. „Nun nehme ich Eure Gratulation an,“ meinte er, „heute morgen war sie mir sehr unangenehm, weil sie Unheil bringen konnte. Ubrigens wußte ich schon nach dem ersten Akt, daß ich Glück haben würde. Der Requisiteur brachte mir ein Geldstück, das er in dem Mehlteig, der auf der Bühne als Requisit gebraucht worden war, gefunden hatte. Der Fund bedeutet Glück und hat, wie Ihr seht, wirklich Glück gebracht.“ Die Herren lachten über diesen Aberglauben.

Es würde sich vielleicht geschick haben, daß diese Herren auch dem armen Autor, der neben dem Direktor stand, der durch seine Dichtung in gewisser Beziehung doch auch ein klein wenig zu dem Erfolg beigetragen hatte, die Veranlassung gab, ein paar freundliche Worte zu sagen, allein das geschah nicht; dagegen umringten mich die Darsteller, denen ich so unendlich viel zu verdanken hatte, und wünschten mir herzlich Glück. Die Künstlernatur zeigte sich wieder im schönsten Licht in diesen Wünschen. Die kleine Naive streckte mir ihre Händchen lachend entgegen: „Mein Kompliment, Herr Doktor, ich lache sonst immer, Sie haben mir heute Thränen entlockt, und wie Sie von der Liebe sprechen! So eine findet man gar nicht mehr!“ Der alte Kunstveteran, mein Liebling, trat zu mir und drückte mir stumm und warm die Hand. Sie kamen alle, und jeder hatte ein freundlich herzliches Wort für mich.

Und nun war, wie es schien, das Glück „im Zuge“ und überschüttete die Darsteller wie auch mich selbst mit den schönsten Erfolgen. Auch der dritte Akt ergriff das Publikum unwiderstehlich, und als der Vorhang zum letztenmale herabfiel, hallte das Haus von Beifall wieder und der glückliche Abend schloß mit nochmaligem wiederholtem Hervorruf der Darsteller und — des tiefbewegten Autors.

Glückstrunken verabschiedete ich mich von den Künstlern, von dem Direktor, der mich ersuchte, ihn am andern Morgen im Bureau zu besuchen. Als ich die Bühne verließ, aus dem Hause trat, umschlangen mich weiche Arme, die Liebe meiner Schwester.

Nachdruck verboten.

### Butter und Kunstbutter.\*

Betrachtet man einen Tropfen Milch unter dem Mikroskop, so sieht man, daß derselbe aus einer fast klaren Flüssigkeit besteht, in der, enge aneinander gelagert, kleine, stark lichtbrechende Kügelchen eingebettet sind. Diese Kügelchen bestehen aus dem Fett der Milch, die hiervon im Durchschnitt dreieinhalb Prozente enthält.

Diese kleinen Fettkörperchen, von denen eines, wie man berechnet hat, nur 0,00000049 Milligramm wiegt, steigen bei ruhigem Stehen der Milch an die Oberfläche, und nach Verlauf von 16 bis 36 Stunden, je nach der innegehaltenen Temperatur, sind zwei Schichten entstanden, von denen die obere fast alles Fett enthält, nebenbei aber auch reicher als die untere an Milchzucker, Käsestoff, Eiweiß u. s. w. ist, welche Körper die Fettkügelchen bei ihrem Aufsteigen mechanisch mitgeführt haben.

Dieser Teil der Milch, den man als Rahm bezeichnet, wird abgehoben oder, wie das jetzt allgemein in großen Molkereien geschieht, durch Ausschleudern in Centrifugen von der fettarmen Milch getrennt und bildet das Ausgangsmaterial zur Butterbereitung.

Um aus dem Rahm Butter zu gewinnen, ist es nötig die einzelnen Fettkügelchen zu größeren Klümpchen zu vereinigen; dies wird durch starke anhaltende Bewegung erreicht. Alle Vorrichtungen zur Buttergewinnung, vom einfachsten Butterfaß bis zu den neuesten, ingeniosen Maschinen amerikanischen Ursprunges, bezwecken nichts Anderes, als auf die eine oder andere Art den Rahm durchzuarbeiten und durchzupressen. Nach der Abschheidung der Butter hinterbleibt die Buttermilch, welche alles Eiweiß, Käsestoff u. d. Milch und auch noch 1/2-3/4 Prozente Fett enthält.

Trotzdem die Buttermilch ein ganz geeignetes Genußmittel, besonders für die ärmeren Bevölkerungsklassen wäre, ist ihre Verwendung zu diesem Zweck noch eine sehr geringe. Man bereitet aus ihr mitunter Magerkäse, meist wird sie aber, mit Mehl gemischt, verfüttert.

Bedenkt man, daß in der besten Milch nicht mehr wie 4 1/2 Prozente Fett enthalten sind, von denen unter den günstigsten Umständen 4 Prozente als Butter gewonnen werden, so erklärt sich leicht der hohe Preis der Butter, besonders in großen Städten. Interessant ist ein Vergleich des Butter- und des Milchkonsums einiger Städte: In Paris kommt auf den Einwohner ein täglicher Verbrauch von 228 Gramm Milch und 27 Gramm Butter, in München 562 Gramm Milch und 19 Gramm Butter und in London nur 107 Gramm Milch und 21 Gramm Butter. Der hohe Preis der Butter ist auch die Ursache, daß dieselbe vielfach zum Gegenstand von Verfälschungen wird. — Die gewöhnlichste und unschuldigste ist die mit Wasser. Es genügt leicht, der Butter bis zu einem Drittel des Gewichtes Wasser beizumischen, ohne daß dies sofort zu erkennen wäre. Fast stets ist auch der reelle Produzent gezwungen seiner Ware 5 bis 10 Prozente Wasser zuzusetzen, da leider für das große Publikum neben gutem, reinem Geschmack und schön gelber Farbe ein möglichst niedriger Preis beim Buttereinkauf maßgebend sind und die Ausgiebigkeit durchaus nicht genügend beachtet wird.

Während im ganzen Süden Deutschlands die Butter ungeschlagen in den Handel kommt, wird dieselbe in Norddeutschland stets geschlagen verkauft. Dadurch wird eine größere Haltbarkeit der Butter erreicht, während man sonst gezwungen ist, dieselbe durch Schmelzen wasserfrei und frei von allen Säulnis und Gährung erzeugenden Organismen zu machen und auf diese Weise dem Verderben vorzubeugen. Die so erzeugte Schmelzbutter ist griesslich, schmeckt rauh und ist zum Genuß als solche kaum geeignet. Auch das Salzen wird zur Verschönerung der Butter benützt und häufig schlechter Geschmack oder andere Zusätze, wie Salicylsäure, Borax u. s. w., dadurch verdeckt.

Eine allgemeine übliche Anstiftung ist das Färben der Butter. Jede Hausfrau weiß, daß bei Mangel an Grünfärbstoff, also im Winter, die Butter weiß ist, und trotzdem wird auf dem Markte gelbe Butter verlangt und vorgezogen. Das Färben der Butter geschieht mit Ringelblumenjaß, mit dem Farbstoff der Curcumanwurzel, mit einem Anilinfarbstoff: Victoriaorange; auch Chromgelb soll dazu benützt worden sein. Neuerdings wird zum Färben der Butter Annatto empfohlen, ein Farbstoff, aus dem durch Gährung Orleans entsteht. Alle diese Farbstoffe, mit Ausnahme des Chromgelb, müssen als ziemlich unschädliche bezeichnet werden, überdies sind die Zusätze so geringe, daß von einer Gesundheitschädigung nicht die Rede sein kann.

Verfälschungen der Butter im eigentlichen Sinne sind die heutzutage wohl nur vereinzelt vorkommenden mit Mehl, Kartoffeln, zerriebenem Käse.

Die Hauptverfälschungen der Butter sind jedoch die mit fremden Fetten, unter denen das Margarin oder Oleomargarin, als das billigste und der Butter in allen Eigenschaften ähnlichste, am meisten angewandt wird.

Unter Napoleon III. beauftragte die französische Regierung den Chemiker Mège-Mouries, Versuche über einen Ersatz der Butter für Militär, Marine und ärmere Leute durch ein ähnlich schmeckendes, wohlfeileres und vor allem länger haltbares Fett anzustellen. Das Resultat dieser Versuche war die Erfindung der Kunstbutter beziehungsweise des Margarins, das seither Gegenstand einer ausgedehnten Industrie geworden ist.

Die Bereitung des Margarins ist die folgende: Die erste Aufbereitung eines geschlachteten Osthies wird vom Fleischer schon im Schlachthause vorgenommen; das Fell wird abgetrennt, die Ausweidung durchgeführt und schon hier die zusammenhängenden Fettmassen, besonders jene beiden großen Fettpolster, die Rücken und Lenden des Tieres bekleiden, losgelöst. Diese Fettstücke bilden das Rohmaterial der Margarin-fabrikation; durch Handarbeit werden sie zunächst von allen noch anhaftenden kleinen Fleischstückchen befreit, in 5 bis 10 Kilo schwere Stücke zerschnitten und sorgsam gewaschen. Nachdem sie durch Abtropfen auf weitmaschigen Sieben von dem

meisten Wasser befreit sind, wandern sie in die Quetschmaschine, die aus ihnen einen gleichmäßigen, feinen Fettpast hergestellt. Auskochen mit Wasser, dem etwas Salz oder Soda zugefügt ist, genügt, um eine vollständige Trennung des Fettes von allen Fleisch-, Haut- oder Muskelteilen zu erreichen. Das aufschwimmende Fett wird abgehoben, mit Wasser gewaschen und nun in viereckige Zinnwannen gegossen, in denen es in einem auf 25-30° geheizten Raum zur Kristallisation stehen bleibt.

Nach dieser Zeit ist ein dickflüssiger Brei entstanden, der in Leinwand eingegossen und gepreßt wird. Während das in den Preßtüchern verbleibende, ein harter Talg, zur Kerzenfabrikation dient, ist das ablaufende Fett Margarin; es erstarrt zu einer weichen, der Schmelzbutter ähnlichen Masse.

Dem Umstande, daß zu Beginn der Einführung der Margarin-fabrikation auch unsauber bereite und aus allem Möglichen zusammengesetzte Schwindelprodukte, besonders von Amerika aus, verkauft wurden, ist es zuzuschreiben, daß man so vielfach der Kunstbutter mit wahrem Abscheu entgegentritt. Heute hat man es fast ausschließlich mit reinlich und sachgemäß dargestellten Produkten zu thun; ist doch der Margarin-fabrikant schon längst zu der Erkenntnis gekommen, daß Verwendung schlechten Rohmaterials oder unsauberer Aufarbeitung sich bitter an der Haltbarkeit und Qualität seines Fabrikates rächen.

Wir möchten getroßt jede Hausfrau in eine moderne Margarin-fabrik mit ihren blanken, glänzenden Pressen und Maschinen, den blendend weißen Bottichen und Tischen und den sauber und zweckmäßig von der Fabrik gekleideten Arbeitern führen, während wir andererseits denn doch vor einem Versuch warnen möchten, in jenen raucherfüllten, zum Glück stets von mildthätigem Dunkel beschatteten Winkel der Alpenhütte einzubringen, wo die Milchdöpfe stehen, oder gar die Seinin von einem anderen Gesichtspunkt als dem des Dichters zu betrachten.

Das Margarin ist zum Genuß als Tischbutter kaum geeignet, dagegen kann es zur Bereitung der meisten Speisen die Butter vollkommen ersetzen.

In dem Bestreben, das Margarin auch zum Genuß als solches tauglich zu machen, hat man es mit etwas Milch und natürlicher Butter innig gemischt. Dies so erzeugte Produkt kam zuerst unter der Bezeichnung „Sparbutter“, oder „Wiener Sparbutter“ in den Handel. Heute begnügt man sich das Margarin nur mit Butter zu mischen. Derartige Gemische werden unter den hochtrabenden Namen, wie „Ritterguts-Mischbutter“, „Deutsche Wirtschafts-Mischbutter“ u. s. w. verkauft, von denen viele fast nur aus Margarin und wenigen Prozenten Butter zusammengesetzt sind, während doch unter dem Namen Mischbutter zum mindesten Gemische aus gleichen Teilen natürlicher und künstlicher Butter zu verlangen wären.

Leider mangelt bisher eine bezügliche Gesetzesvorschrift. Auch das Margarin wird häufig durch Wasserzusatz beschwert.

Zum Schluß möge noch ein Ersatz der Butter durch ein Pflanzenfett erwähnt werden. Als solches von größter Wichtigkeit ist das Fett der Kopra, der Fruchtkerne der Kokospalme. Es ist vor kurzem der Firma Fr. Kollmar in Bessigheim gelungen, aus dem Fett dieser Früchte, dem gewöhnlichen Kokosöl, ein blendend weißes, geruchloses, angenehm schmeckendes Fett darzustellen, das als Ersatz für Kochbutter vor anderen Surrogaten schon den Vorzug besitzt, durch das eigentümliche Ansehen und die weiße Farbe echter Butter nicht untergeschoben werden zu können.

Leider ist die Kokosnussbutter von geringer Haltbarkeit, ein Umstand der ihrer weiteren Verbreitung hindernd im Wege steht.

Dr. Paul Julius.

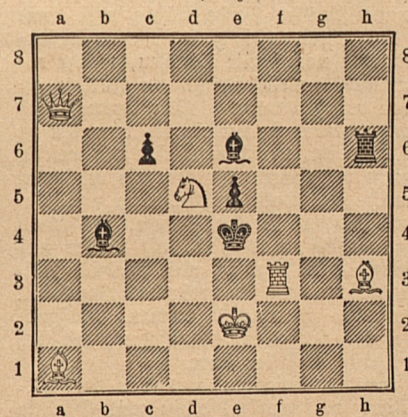
## Buntes Allerlei.

### Schach.

#### Aufgabe Nr. 200.

Von E. Pradignat.

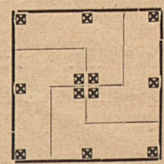
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

haben das schwierige französische Kryptogramm richtig gelöst. — Herr Georg Schenker. Die von uns gewählte Aufgabe des Einzeilerpuzzles war allerdings leicht lösbar. Ihrem Urteil gegenüber halten wir jedoch das des Philosophen Leibniz an. — Frau Kathinka v. Goflar. Wir empfehlen Ihnen für Ihr Schindchen das „Buch der Jugend“, Verlag v. Thiemeemann in Stuttgart, worin die für die Jugend sich eignenden Brettspiele erörtert werden. — Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben, Rätsel, Rebus u. c. erhalten von Frau Therese Bendemann, Susanna Weigerheim, Fanny Broquin, Helene Hülsen, Hermine Schindler, Herrn W. Lessmann, Anton Dedek, Eduard Paulwasser, Karl Wustrow, G. Morgenstern, St. Kramer und Bernhard Emslin.

#### Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 74 Seite 199.



#### Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 198 Seite 199.

Weiß.

- 1. K d 5 — d 6. Schwarz.
1. K d 2 — c 3. Weiß.
2. T e 4 — e 4. Schwarz.
2. K c 3 u. d 4. Weiß.
3. D b 1 — d 3 matt.

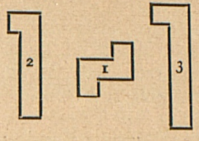
#### Schach- und Spielkorrespondenz.

Herr Hermann Müller, Zrl. Ida Boden. Die Rästel u. c. werden geprüft werden. — Herr Theodor Cohn. Mit Rästel-sprünge sind wir genügend versehen. Rästel dankend erhalten. — Dr. Adolph Sch-mann, Ferdinand Wertheimer. Sie haben das schwierige französische Kryptogramm richtig gelöst. — Herr Georg Schenker. Die von uns gewählte Aufgabe des Einzeilerpuzzles war allerdings leicht lösbar. Ihrem Urteil gegenüber halten wir jedoch das des Philosophen Leibniz an. — Frau Kathinka v. Goflar. Wir empfehlen Ihnen für Ihr Schindchen das „Buch der Jugend“, Verlag v. Thiemeemann in Stuttgart, worin die für die Jugend sich eignenden Brettspiele erörtert werden. — Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben, Rästel, Rebus u. c. erhalten von Frau Therese Bendemann, Susanna Weigerheim, Fanny Broquin, Helene Hülsen, Hermine Schindler, Herrn W. Lessmann, Anton Dedek, Eduard Paulwasser, Karl Wustrow, G. Morgenstern, St. Kramer und Bernhard Emslin.

#### Auflösung des Rästels Seite 199.

Leben. Nebel.

## Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 76.

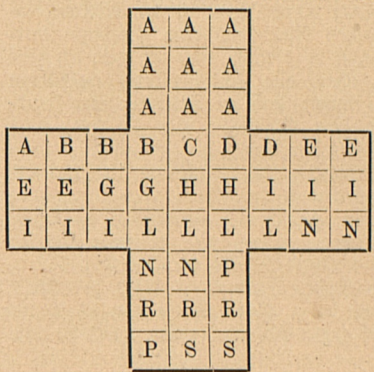


Man nehme drei Blättchen Papier von gleicher Größe und der Form 1, dann zwei Blättchen, eines von der Form 2, das andre von der Form 3.

Diese fünf Blättchen soll man so aneinander legen, daß sie ein aufrechtstehendes Kreuz bilden.

## Kreuzrätsel.

Von Dr. — e.



Die Buchstaben in den Feldern der Figur sind so zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten. Die drei Reihen bezeichnen:

- Ein amerikanisches Reich.
Ein italienischen Freiheitshelden.
Ein Gebirge in Nord-Amerika.

## Aus Bädern und Luftkurorten.

Der Kurort Gudoba (in Schlesien) genießt seit mehr als hundert Jahren eines wohl begründeten Rufes. Seine Eisen- und Arsenquellen, in ihrer Art einzig in Deutschland, erzielen in fast allen Krankheiten des Blut- und Nervensystems, insbesondere in Rückenmarksleiden und Frauenkrankheiten außerordentlich heilkräftige Wirkungen. Diese werden unterstützt durch die ebenso gesunde wie landschaftlich reizende Lage Gudobas am Südbahng des Heuschnergebirges, 1235 Fuß über dem Meerespiegel, geschützt gegen raube Winde und umgeben von herrlichen Wäldern, die die schönsten Spaziergänge bieten. Die Preise für Wohnung und Kost sind sehr mäßig.

Das See- und Solbad Kolberg eröffnet am 1. Juni seine Saison. Wiederum haben die Einrichtungen desselben wesentliche Verbesserungen erfahren, und auch dem Schönheitsbedürfnis ist gewissenhaft Rechnung getragen. Das Herrenbad wie auch das Warmeebad entsprechen jetzt weitest gehenden Ansprüchen, das Strandschloß hat an Komfort bedeutend gewonnen, dem Neuen Gesellschaftshause ist ein schöner, reich decorierter Saal mit Oberlicht zugefügt; Promenaden- und Parkanlagen sind vergrößert und mit hübschen Pavillons geziert. So hat sich Kolberg für den Empfang seiner diesjährigen Kurgäste aufs Beste gerüstet und darf der Anerkennung derselben gewiß sein.

Der Badeort Westerland auf Sylt, unter Dr. Pollack's Leitung und sachkundiger Direction mächtig aufblühend, bietet, nach jahrelangen Vorbereitungen, den Familien jetzt auch eine trefflich organisierte Kinderheilstätte, deren Leitung in die erprobten Hände der evangelischen Diakonissen von Flensburg gelegt ist. Bestimmt ist die freundlich gelegene Anstalt für nicht über 10 Kinder gleichzeitig; Knaben über 12 Jahre, sowie Kinder, die an Epilepsie oder Infectionskrankheiten leiden, sind ausgeschlossen. Der Preis für die ganze Pension, alle Bedürfnisse eingeschlossen, beträgt 18 Mark für die Woche. Das junge Institut begegnet einem schmerzlich empfundenen Bedürfnis und muß mit warmem Dank begrüßt werden.

## Korrespondenz.

Kaushalt und Küche. Dr. P. J. Die in Wien beliebte Chokoladentorte à la Sacher wird nach dem kürzlich in 18. Auflage erschienenen vortrefflichen Kochbuche „Die Süddeutsche Küche“ von Katharina Prato (Graz 1885, A. Hefes Buchhandlung) auf folgende Weise bereitet: 15 Dekagramm geriebene Vanille-Chocolade mit 1 Eßlöffel Wasser befeuchtet, läßt man in einer warmen Röhre weich werden, verührt sie fein und giebt 15 Deka Butter dazu, die man vorher mit 6 Eidottern und 15 Deka Zucker abreibt. Man mischt dann den Schnee von 6 Eiweißen und 15 Deka feines Mehl dazu, füllt die Masse in eine mit Papier ausgelegte weite Tortenform und bäckt sie 1/2 Stunde bei mäßiger Hitze. Ausgekühlt dreht man die Torte um und bestreicht die glatte Seite mit recht zähem Aprisengelee (Marillensauce) und übergießt sie mit Chokoladenglasur. Diese Glasur macht man in folgender Weise: Man löst 8 Deka feinste Vanille-Chocolade mit wenig Wasser über Feuer auf, worauf man 15 Deka Zucker und ein Deciliter Wasser dazu giebt und unter fleißigem Rühren kocht, bis sich ein Fraden zieht, wenn man einen Finger etwas eintaucht, in den Daumen brüht und wieder davon entfernt. Wenn die Masse diesen Grad erreicht hat, nimmt man sie vom Feuer und schlägt sie, bis sich ein Häutchen bildet, worauf man die Glasur über die Torte gießt und im Ofen, dann an der Luft trocknet. — Pfundtorte wird nach U. v. Proppers Buchlein „Der Kaffee- und Theestisch“ nach folgendem Rezept bereitet: Man nehme 500 Gramm feinstes Weizenmehl, 500 Gramm ungeschlagene Butter, 500 Gramm Zucker, 15 Gramm Zimmt, 12 Gramm Gewürznelken, 125 Gramm Succade in feine Stücken geschnitten, Zucker und Gewürz feinstoßen, 8 Eier, 8 Eidotter, rühre die Butter zu Schaum und dann nach und nach Eier und Eidotter und löffelweise das Ubrige dazu, sodas alles zusammen aufsteigt, gebe es in eine Form mit Dille (Kohr) und lasse es bei mäßiger Hitze eine bis anderthalb Stunden backen. — Fr. W. in S. Vielleicht findet folgendes Rezept zur Bereitung von Gajenpaste Ihren Beifall: Von zwei jungen Hahnen löst man das Rückenfleisch ab, schneidet es in fingerdicke schräge Stücken, bestreut sie mit Pfeffer, Salz und Muskatnuss und dampft sie einige Zeit mit etwas Zwiebel, Petersilie und einigen Champignons in Butter. Aus dem Fleisch der Schenkel und 250 Gramm Kalbfleisch, sowie 350 Gramm Speck bereitet man eine Farce, indem man alles recht klein wiegt und mit gehackter Citronenschale, Salz, Pfeffer, Muskatnuss, gekochenen Kernen, etwas Majoran und einem Glas guten Wein vermischt. Die Pastetenhäufel wird mit Butterteig gefüllt und mit abwechselnden Schichten von Farce und Kalbfleisch gefüllt. Auf die obere Farceschicht legt man einige Schwedischein und einen Deckel von Butterteig, den man mit Ei überstreicht, und die Pastete etwa 1 1/2 Stunde backen läßt. Ehe sie zu Tisch gebracht wird, nimmt man den Deckel ab, gießt etwas Weinsauce hinein, legt den Deckel wieder darauf und serviert die übrige Sauce nebenbei.

Kosmetik und Gesundheitspflege. H. W. in V. Wenn Ihnen beim jedesmaligen Kämmen eine große Menge ganz kurzer Haare von nur 1-2 Cent. Länge ausfallen, und die längsten derselben nicht über 40 Cent. lang sind, so liegt sicher ein Haarleiden vor, das entweder in einer Krankheit der Kopfhaut oder in einem Allgemeinleiden seine Ursache hat. Aus der Entfernung läßt sich Näheres darüber nicht angeben, daher auch nur zu raten ist, entweder einen benachbarten tüchtigen Arzt zu befragen, oder sich brieflich an Herrn Dr. Vincus (Berlin, Potsdamerstraße 118a) zu wenden, der vielleicht aus Ihrem ihm eingehenden ausgefallenen Haare sich ein Urteil bilden und zweckentsprechenden Rat erteilen kann. Dr. R.

\* Anmerkung: Der Begriff „Kunstbutter“ ist, seitdem die Gesetzgebung sich mit ihm beschäftigt, Gegenstand des öffentlichen Interesses in so hervor-ragender Weise geworden, daß wir es für unsere Pflicht halten, unseren Lesern das Nötige und Wissenswerte über diesen Gegenstand mitzutellen. Die Red.

### Dilettanten-Arbeiten.

#### Gobelinmalerei.

Nachdruck verboten.

In kunstliebenden und vornehmen Kreisen scheint sich mehr und mehr diese wirksame Malerei einzubürgern, und sie ist in der That wohl berechtigt, in einer mit Eleganz und Behaglichkeit eingerichteten Häuslichkeit zur Erhöhung des Luxus beizutragen. Wie reizend lassen sich leere Wandflächen, Kamindecken, Thür- und Fensterbogen einer im Renaissancestil eingerichteten Wohnung mit diesen altertümlich aussehenden, farbenprächtigen Gobelins verschönern und zu traulichen Plauderecken umwandeln, und selbst wenn die Zeichnung nur eine oberflächliche, oft sogar ganz mangelhafte, ist die Wirkung infolge des stets altertümlichen Aussehens eine geradezu überraschende. Das Malen selbst ist einfach, und ich habe oft diese Arbeit von Dilettanten ohne alle Unterweisung ausführen sehen. Die Hauptsache ist immer, daß der Dilettant eine Zeichnung in entsprechend großem Maßstabe vor sich hat, nach welcher er pausen kann, denn das Vergrößern erfordert immerhin etwas künstlerische Befähigung oder doch Übung im Zeichnen. Um einem solchen Bedürfnis nach Vorbildern abzuwehren, habe ich mehrere große Figuren gezeichnet, welche sich zu Denkschriften oder Wandfüllungen eignen, und verfehle Pausen davon im Preise von 2—6 Mark (je nach Größe). Fig. Nr. 1, zu welcher ich ein ebenso großes Pendant — Page mit Wein und Früchten — gezeichnet habe, ist in Größe von 96 Cent., Breite 67 Cent. durch mich gegen Einwendung von 2 Mk. 50 Pfg.



Zwei Vorlagen für Gobelinmalerei.

zu beziehen. Stoff und Gobelinfarben erhält man bei Kely u. Meiners, Berlin, Leipzigerstr. 10, sowohl einzeln (à Fl. 60 Pf., Karmin 1 M.), als auch in großen Kästen à 20 M. Statt des etwas teuren Gobelinstoffes (der Meter kostet ca. 2 Mk.) kann man auch grobe reine Kaffeefackleinwand oder grobes Segeltuch nehmen, Sackleinwand ist jedenfalls am wohlfeilsten und für erste Versuche ratsamer. Am vornehmsten sieht immer Gobelinstoff aus, doch wirken die Farben auf Kaffeefackleinwand auch überaus echt, wie eingewirkt. Wer selbst imstande ist, Vorbilder zu vergrößern, der findet in Journalen und in Figuren, welche nach Glasbildern gezeichnet sind, genug Motive. Eine sehr passende Vorlage finden wir z. B. im „Bazar“ auf Seite 133 d. J., eine altdeutsche Figur, den Frühling darstellend. Leichter ist die Zeichnung, welche ich in Nr. 2 wiedergegeben habe und zwar nach einer alten Glasmalerei aus dem Kloster zu Wettingen. Diese Figur wirkt durchaus altertümlich in Gobelinfarben. Sie trägt einen golddröhtlich schimmernden Kopfpug, einen dunkelgrünen, mit Goldbrokat und Hermelin besetzten Sammetmantel. Das Untergewand ist purpurrot mit grauschwarzen Streifen besetzt, Strümpfe sind gleichfalls rot. Der Himmel ist blau mit gelblichen Wolkenstreifen durchzogen, über demselben liegt eine grüne Guirlande. Die Kirche, welche die Figur in Händen trägt, ist grau-röthlich mit rotem Dach, unterhalb der Figur sieht man eine leuchtend gelbe Sonne, welche über einer in ganz mattgrauen Farben gehaltenen Stadt schwebt. Die Säulen sind mit leichten, graublauen Schatten versehen und die darauf angebrachten Verzierungen nur angedeutet. Das Gesicht der Figur ist ausdrucksvoll gezeichnet, Hände und Füße dagegen sind ziemlich naiv ausgedrückt, wie wir dies bei Glasmalereien früherer Jahrhunderte oft finden.

wird auch auf das Täschchen, den Gürtel, die Spitze am Halse und auf den Sammetbesatz des Kleides gesetzt. Das Ornament wird in allen möglichen Farben zusammen gemalt; man setzt ein leuchtendes Gelb neben Rosa oder Grün, tönt ein wenig Rotbraun über, läßt hier und da die Farben ineinander laufen und erhält oft entzückende Kombinationen. Hin und wieder zeichnet man die Rippen der Blätter oder einzelne Aehren mit Gold ein, und malt auf den Hintergrund des Bildes, ziemlich dicht neben einander gesetzt, ganz kleine Goldkreuze +. Zuletzt zieht man den Kontur mit dunkler Farbe kräftig nach, und will man die Bildfläche noch erweitern, so zieht man am Außenrande der Leinwand ringsum noch breite Streifen, welche abgeschattiert in rotbrauner und dunkelschwarzgrauer Farben gehalten und mit Konturen versehen werden. (Der Kontur wird seiner Dünnflüssigkeit wegen selten so dunkel, als man ihn zu haben wünscht. Wenn man ihn vor dem Malen mit weicher Kohle nachzieht und dann mit Farbe übergeht, so erleichtert dies wesentlich die Arbeit.) Das Gold, welches man zum Malen braucht, besteht aus gewöhnlicher Goldbronze, bei jedem Droguisen für 50 Pfg. käuflich, und wird, mit Wasser und Gummi arabicum zu einem Brei verrührt, nicht zu dünn aufgetragen. Zum Malen bedient man sich breiter Vorstempeln, für die Konturen kann man Haarpinsel nehmen. Passende Schnüre für Gobelins sind: vergoldeter Bindfaden, den sich jeder mit leichter Mühe selbst herstellen kann.

Zu Ermangelung von Gobelinfarben kann man auch Öl-farben anwenden. Man verdünnt dieselben mit Siccatis de Constry und Terpentinöl und malt dann Naß auf Naß. Diese Malerei ist sogar haltbarer, da die Gobelinfarben nicht wasserecht sind. Anna von Parpart.

### Abonnements-Erneuerung.

Mit dieser Nummer schließt das II. Quartal. Das Abonnement auf das neue Quartal: Juli — September bitten wir baldigst noch im Laufe des Monats Juni

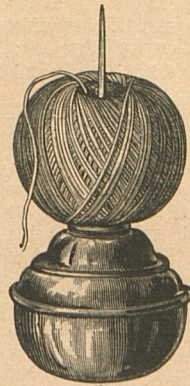
zu erneuern, damit in der Zusendung der Nummern keine Unterbrechung eintritt. Besonders wollen die Post-Abonnenten in Deutschland für Erneuerung des Abonnements noch vor Ablauf des gegenwärtigen Quartals Sorge tragen.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen auf das III. Quartal des „Bazar“, sowie Nachbestellungen auf die beiden ersten Quartale des laufenden Jahrgangs an. Abonnementspreis vierteljährlich 2 Mark 50 Pf. (in Oesterreich-Ungarn und im Auslande nach Kurs).

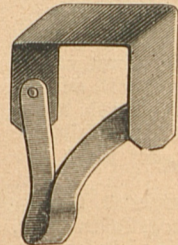
Administration des „Bazar“.

### Wirtschaftsplaudereien.

**Neuer Knäuelhalter.** Mancher laut des Unmuts entfloß bisher den Lippen der Damen, wenn beim Stricken oder Häkeln das Garnknäuel aus dem Arbeitskörbchen sprang und sich, gleichsam als wollte es die Besitzerin necken, unter Möbeln versteckte oder Stuhl- und Tischbeine umschlingend nur mit Mühe wiedergeholt werden konnte. Diesen kleinen Verdrüßlichkeiten, welche allerdings dem starken Geschlecht häufig Gelegenheit boten, galant zu sein und dadurch von diesen zu den Unnehmlichkeiten der Damengesellschaft gezählt wurden, begegnet man durch Benutzung des neuen Knäuelhalters, von welchem wir nebenstehende Abbildung geben. Nach dem Muster der „Steh-aufs“ fabriziert, schneidet er aus Nickel gearbeitete kleine Apparat, welcher in einer festen Nadel ausläuft, von selbst wieder auf, wenn eine hastige Bewegung, zu welcher immerhin eine gewisse Kraftanstrengung nötig ist, ihn umgerissen hat. Erfinder und Fabrikant des patentierten „Knäuelhalters“ ist Oskar Unger, Leipzig, Georgenstraße 33.



Fabrikant des patentierten „Knäuelhalters“ ist Oskar Unger, Leipzig, Georgenstraße 33.



**Eine neue Tischplattenklammer,** aus vernickeltem Metall hergestellt, soll verhindern, daß beim Speisen im Freien der Wind das Tafeltuch emporweht und das Tafelgerät in Gefahr bringt, umgeworfen zu werden. Diese Klammern, mit stählernen Federn versehen, passen sich der Stärke jeder Tischplatte an und werden an den vier Ecken über Tuch und Tischplatte gestreift. Der Preis des Satzes von 4 Stück beträgt 2 Mark.

Bezugsquelle: Magazin für hauswirtschaftliche Geräte von G. Cohn, Postlieferant, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

### Aus dem Kunstleben.

Die Meisterwerke der modernen Kunst aus eigener Anschauung kennen zu lernen, ist nur wenigen vergönnt. Der fern von den großen Kunst- und Bildungszentren Wohnende ist fast gänzlich auf die Kenntnis angewiesen, welche die Zeitungslektüre gewährt, oder genötigt, sich einen Ersatz durch Ankauf teurer Photographien und Kupferstiche zu verschaffen.

Ihm die Gelegenheit zu bieten, allmählich und mit geringen Kosten in den Besitz einer Sammlung der Hauptwerke moderner Kunst zu gelangen, ist der Zweck des Prachtwerkes: „Moderne Kunst in Meisterholzschnitten“.

In dieser Sammlung werden die ersten Künstler mit ihren besten Leistungen vertreten sein; wir nennen:

- A. Achenbach, L. Alma-Tadema, L. Alvarez, W. Amberg, Fr. Barzaghi, C. Becker, R. Behr, C. v. Blass, Tina Blau, F. Bodenmüller, Chr. Ludw. Bodelmann, C. Bracht, D. Brausewetter, Ferdinand Brütt, Th. Cederström, Hans Dahl, Franz Defregger, A. Delobbe, Fritz Esel, Adolf Eschler, Jul. Ehrentraut, Knut Ekwall, W. Emels, R. Epp, A. Fint Walter Firtle, Ph. Fleischler, Woldegar Friedrich, Karl Gampenerieder, Fr. Geyssler, E. Grünner, H. Gude, C. Gutschow, H. Havenith, C. G. Hellqvist, J. F. Hennings, C. Henjeler, Hans Herrmann, Firth du Fresnois, Carl Hochhaus, Paul Höder, Carl Hoff, G. Jacobides, Hugo Kaufmann, F. A. Kaulbach, Ferd. Keller, Contr. Kiesel, Otto Kirberg, J. Kleinmichel, J. v. Klever, Ludw. Kraus, Ernst Körner, W. Kraus, Gotth. Kuehl, Fr. Leighton, Franz Lenbach, W. Lindenschmit, R. E. Makowsky, G. Max, Adolf Mengel, Klaus Meyer, Paul Meyerheim, Emil Meide, G. Papperitz, Ludw. Passini, W. Räuber, C. Rau, R. Raupp, W. Rieffahl, Tobv. Rojewitz, A. Rotta, Karl Salzmann, G. Schachinger, Fritz Schaper, H. Schlittgen, Hans W. Schmidt, Fritz Schmücker, Jul. Schrader, A. Seib, A. Sidel, Franz Starbina, Paul Thumann, Victor Titzner, F. von Ulde, E. Unger, B. Vautier, Hugo Vogel, H. Voh, Paul Wagner, Anton von Werner, Fritz Werner, Alfred Wierusz, Kowalsky, A. Wolff, B. Wolke, S. Zemke, Al. Zid u. v. a.

Die Wiedergabe der Gemälde und Bildwerke geschieht durch künstlerisch ausgeführte Holzschnitte, welche in den bekannten Kunstanstalten von Richard Bong, Brend'amour u. Comp., H. Gedan, Heuer u. Kirmse, Rich. Zeride, Raeseberg u. Dertel, Th. Kneising, Max Weber u. a. hergestellt sind. — Die „Moderne Kunst in Meisterholzschnitten“ erscheint in monatlichen Lieferungen von 2 1/2 bis 3 Bogen Umfang, in Umschlag zum Preis von 1 Mark im Verlage der „Deutschen Illustrierten Zeitung“ in Berlin und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen. — Zwölf jährlich erscheinende Lieferungen bilden einen Band, für welchen auf Wunsch eine künstlerisch ausgeführte Einbanddecke geliefert wird. Mit dem Erscheinen der zwölften Lieferung werden Titel und Inhaltsverzeichnis beigegeben. — Elegante, reich vergoldete Leinwandmappen zum Aufbewahren der im Erscheinen begriffenen Lieferungen eines Bandes sind zum Preise von 4 Mark, einfache Aufbewahrungsmappen zum Preise von 1 Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen. — Lieferung 1 bis 5 sind bereits erschienen.

Lieferung 1 wird von jeder guten Buch- oder Kunsthandlung zur Ansicht geliefert. — Wir empfehlen das verdienstvolle, reich ausgestattete Werk angelegentlich.

Die Redaktion.